

Illustrirte Frauen-Zeitung

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverfand fl. 1.60).

Berlin und Wien, 1. October 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverfand fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der tolle Graf.

Erzählung von E. Krickeberg.

Seit einem halben Jahr wohnte er in der Gegend. Woher er eigentlich gekommen war, das wußte man nicht, man glaubte aber aus Rußland; jedenfalls wiesen sein

Name, — er hieß Graf Brontischeff, — und sein fast morgenländischer Reichtum nach Rußland hin, — noch mehr aber seine Excentricitäten.

„Er ist toll!“ sagten die Leute, „aber freigebig wie ein Fürst,“ fügten andere hinzu. Kein Nothleidender ging ohne eine reichliche Gabe von seiner Thür, kein Bittsteller ohne Unterstützung; seine Beamten waren die bestbesoldeten, sein Haushalt war der opulenteste im weiten Umkreise, — aber man erzählte, daß er die Bettelbriefe mit Handschuhen anfachte, und wer ihn direct um etwas anging, der erhielt gewiß nichts.

Sein Schloß lag unmittelbar an einem weiten, waldumgürteten See, es spiegelte seine weißen Wände in den grünlichen Fluthen, die so klar waren, daß man jeden Kieselstein auf ihrem Grunde erkannte, und winkte mit seinen blanken Fensterreihen einladend zum anderen Ufer hinüber. Von der Veranda an der Rückseite des Schlosses führte eine Treppe direct hinunter nach der Landungsstelle am See, wo die gräßlichen Boote lagen. Graf Brontischeff liebte es, zu rudern, aber nicht, wie die Alltagsmenschen, am Tage, sondern in der Nacht, — überhaupt war sein Tag die Nacht.

Um sechs Uhr früh begab er sich zu Bett, um vier Uhr nachmittags nahm er das erste Frühstück ein, um elf Uhr nachts wurde zu Mittag gespeist, gegen vier Uhr des Morgens fand das Souper statt, dann wurde noch geraucht, gespielt, muscirt, und wenn andere gewöhnliche Sterbliche sich rüsteten, an ihr Tagewerk zu gehen, legte man sich in Schloß „Waldsee“ zum Schlaf nieder. — Und wehe dem Diener, der es wagte, durch ein Geräusch sein Leben kund zu thun, wehe dem Hunde, der bellte, dem Hahn, dessen Krähen vom Wirthschaftshof herüberdrang, sie wurden unweigerlich und für immer aus dem Bannkreis des Schlosses entfernt, das wie Dornröschens Zauberburg schlafend inmitten des wachenden Tages in seiner grünen Wald-einsamkeit dalag.

Wer den Grafen sehen wollte, mußte sich des Abends nach neun Uhr zu ihm bemühen, Professionisten und Wirthschaftsbeamte empfing er gegen Mitternacht nach dem Diner, und seine Herrengesellschaften begannen nicht vor ein Uhr nachts. Und so unglaublich es klingt, niemand lehnte sich energisch gegen eine derartige Despotie auf, — man opferte seine Bequemlichkeit, um seinen Dienst nicht zu verscherzen, seine Aufträge zu erhalten, seine großartige Gastfreundschaft genießen zu können, trotzdem das oft recht schwer und mit mancherlei Demüthigungen verbunden war. Denn Graf Brontischeff herrschte willkürlich in seinem Kreise wie ein russischer Fürst zur Zeit der Leibeigenschaft: er schlug dem Reitknecht die Gerte um die Ohren, wenn ihm die Laune darnach stand, er ließ einer alten Verwandten, die in seinem Hause lebte, zahlos und gänzlich unmusikalisch war, trotz ihres heftigen Protestes Gesangsstunden erteilen, seinen jüngsten Wirthschafts-Cleven täglich mehrere Stunden an die Schwimmangel nehmen, um ihm die Wasserfische abzugewöhnen, den Tischler ein ganzes Duzend Modell-Bezeichnungen für einen Gewehrschrank einreichen, ehe ihm eine gefiel, — er setzte seinen Gästen heute die herrlichsten alten französischen Weine und die feinsten französischen Küche vor, um sie morgen durch ein echt russisches Souper mit Krautsuppe, Grütze und dem üblichen Quantum Wutki in die fürchterlichsten Magenbeschwerden zu stürzen, aber alle seine Excentricitäten hatten einen Zug von sieghaftem Humor, und er wußte sie durch eine schrankenlose Generosität vergessen zu machen. Er spielte mit den Menschen, wie die Katze mit der Maus, doch wenn sie ihn genug amüsirt hatten, so ließ er sie wieder laufen.

Man ärgerte sich über ihn, schimpfte auf ihn, ver schwor sich, nicht mehr seine Schwelle zu überschreiten, und konnte doch nicht leugnen, daß er im Grunde ein guter Kerl war, — und so war man auch wieder da, sobald er nur winkte.

Wenn er es einmal eine Weile gar zu arg trieb, so wurde seine Gemahlin krank, sie blieb im Bett, glaubte Diphtherie, Typhus, Scharlachfieber oder sonst eine gefährliche und ansteckende Krankheit zu bekommen, und dann war der Graf plötzlich wie umgewandelt. Er schlich gedrückt, still und einsilbig umher, denn er fürchtete sich entsetzlich vor dem Tode, und vielleicht hatte er seine Frau auch lieb, — doch das wußte man nicht genau. Jedenfalls war sie die Einzige, die einen gewissen Einfluß auf ihn ausübte. Sie zog sich auch regelmäßig um zwölf Uhr des Nachts zurück, stand rechtzeitig auf und verbrachte den Tag nach ihrem Belieben, jedoch in strengster Zurückgezogenheit. Der Graf



Im Garten der Villa d'Este. Nach dem Gemälde von Max Roeder.

respectirte sie offenbar; wenn er sich trotzdem dann und wann auch ihr gegenüber vergaß, so hatte sie eine eigene, vornehm ruhige Art, ihm zu begegnen, ohne sein Ehrgefühl zu verletzen, daß er davon entwasnet wurde. Vielleicht schrieb sich dieser Einfluß auf den sonst so eigenwilligen und willkürlichen Mann gerade aus dem Umstande her, daß sie sich um seine sonstigen Tollheiten scheinbar gar nicht kümmerte; hätte sie versucht, ihn umzumodeln, so würde er seinen ganzen Trotz ins Feld geführt haben.

Eines Tages hatte der Graf den Einfall, einen Vorleser, Reisebegleiter, Secretair, Gesellschafter, kurzum einen Mann von umfassender Bildung und gesellschaftlichen Talenten engagiren zu wollen.

Unter der großen Zahl der Bewerber wählte er einen aus und setzte ihm einen Tag fest, an dem er sich ihm vorstellen sollte. Natürlich traf der Aspirant zur gewöhnlichen Besuchszeit ein. Er war ein hochgewachsener, schlanker Mann mit einem blaffen, etwas müden Gesicht, das die Spuren geistiger Ueberanstrengung, zugleich aber auch in den festgemeißelten Zügen eine sichere Energie zeigte.

Als der Hofmeister ihm mittheilte, daß der Herr Graf seine Empfangsstunde um Mitternacht habe, und man ihn bitte, dann wieder vorzusprechen, musterte er mit seinen scharfen braunen Augen den Alten, ob man sich einen Scherz mit ihm erlaube, aber da war kein Zweifel, der Hofmeister sprach im Ernst.

„Ich danke,“ sagte der Neugekommene kurz und wandte sich zum Gehen, um nicht wiederzukommen.

Als er den Park durchschritt, sah er sich auf einmal einer Dame gegenüber, die aus einem Seitenweg in die Allee herausgetreten war. Er stutzte, musterte die zarte Gestalt in dem schlichten, weißen Gewande, und plötzlich wurde sein bleiches Gesicht noch um einen Schein blässer, während das ihre in tiefstem Noth erglühte.

„Brigitte!“ rief er unwillkürlich, — da sah er den Eherring an ihrer Hand, die sich fest auf das Herz legte, und daneben einen brillanten-belegten Reif mit der Grafenkrone. Seine Lippen preßten sich übereinander, es war, als ob ein Eiseshauch sein Gesicht streifte und alles Leben darin verlöschte. Stumm verbogte er sich und wollte weiter gehen, aber sie hielt ihn auf.

Mit einem raschen Schritt war sie neben ihm und hatte ihm die Hand auf den Arm gelegt.

„Hubert! — Herr Doctor,“ verbesserte sie sich flüchtig, „Sie waren im Schloß, — Sie sind der erwartete Secretair des Grafen?“

„Zu dienen, gnädigste Frau Gräfin,“ sagte er mit einem bitter spöttischen Zug um die Mundwinkel, — so ganz leicht wurde ihr das „Sie“ doch nicht. „Ich war der Erwartete, — jetzt bin ich es nicht mehr.“

„Soll das heißen, daß Sie —“

„Daß ich auf eine Stelle verzichte, die mir schon Demüthigungen auferlegen will, ehe ich sie noch anrete. Als etwas anderes kann ich die erhaltene Weisung, um Mitternacht wiederzukommen, doch nicht auffassen.“

„Sie urtheilen zu rasch! Der Graf schläft den Tag über und empfängt alle seine Besuche nur nachts; das ist seine Eigenart, die mancher wohl schon als — seltsam, noch keiner aber als Demüthigung empfunden hat.“

Er zuckte die Schultern. „Es liegt mir fern, meine Meinung als maßgebend hinstellen zu wollen, aber ich bin auch nicht gewöhnt, sie nach der anderer umzuformen. Der Herr Graf wird unzweifelhaft an meiner Stelle so viele Secretaire erhalten, wie er haben will.“

„Aber gerade Sie, Herr Doctor, — es wäre ein Gewinn für ihn, — etwas, was ich schon immer für ihn ersehnt habe? ein Mann, der ihm imponirt, der im Stande ist, ihm Achtung einzulösen, — vielleicht ein Freund! Er spielt mit den Menschen, weil er sie verachtet, — sie lassen sich alle durch sein Geld regieren, und das haßt er.“

Wieder zuckte er die Schultern. „Der Beruf eines Pädagogen ist nicht mein Fall, gnädigste Frau Gräfin! Ich hätte diese Stelle auf dem Lande gern angenommen, weil sie mir die nothwendige Erholung von angestrengter Geistesarbeit zu verheißen schien, ich mag aber nicht den Körper auf Kosten des Geistes pfelegen.“

Sie nagte die Lippen und schob in nervöser Hast mit der Fußspitze die herabgefallenen Blütenblättchen der Kastanien auf dem Wege zusammen.

„Sie sind verbittert,“ stieß sie hervor, „sie urtheilen nach dem Schein!“ Und plötzlich hob sie mit einer energischen Bewegung das schöne, blonde Haupt und sah ihm mit den dunkeln Augen ernst und gerade in das finster zusammengezogene Gesicht.

„Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, Herr Doctor, vielleicht denken Sie darnach anders. Kommen Sie dorthin unter jene Esche,“ — und sie schritt ihm voraus und ließ sich auf der Bank unter dem Baum nieder, ihm an der anderen Seite des Tisches einen

Stuhl anweisend. Er war ihr widerwillig gefolgt, die ganze Scene bereitete ihm innere Pein, und das stand deutlich auf seinem Gesicht geschrieben, aber er nahm äußerlich gelassen den gebotenen Platz ein.

Sie begann rasch und leise: „Als ich nach abgelegtem Lehrerinnen-Examen in die Welt hinaustrat, war ich gänzlich mittellos und allein auf mich angewiesen, — meine Eltern waren beide todt, — so nahm ich, um nur unter Dach und Fach zu kommen, das erste Engagement an, das sich mir bot, eine Erzieherinnen-Stelle in dem Hause eines höheren Justiz-Beamten. Er war das zweite Mal verheirathet, — doch ich will Ihnen nicht etwas erzählen, was Sie so gut wissen, wie ich, — genug, die junge Frau war vergnügungssüchtig, launisch, despotisch, der eigentliche Herr im Hause, — und da war ein erwachsener Sohn erster Ehe, der, wie ich, unter der Tyrannei der zweiten Frau zu leiden hatte! — Vielleicht führte uns die gegenseitige Theilnahme zusammen, — aber er war noch Student, — ich arm wie eine Kirchenmaus, — und als es entdeckt wurde, daß wir uns nicht — ungerne sahen —“

„Liebten, wollten Sie sagen, Frau Gräfin!“

„Wirklich liebten? Sie waren beide noch so jung —“

„Eben darum! — Da lag die ganze Zukunft noch zum Erobern vor ihnen.“

„Ja, das dachte ich damals auch, denn als mir mit Vorwürfen und den ungerechtesten Beschimpfungen meine Stelle gekündigt worden war, da trachtete ich nur darnach, möglichst rasch recht viel zu verdienen, um dereinst einmal heirathen zu können, den ich liebte, — und so ging ich auf das außergewöhnlich vortheilhafte Angebot einer Stellen-Vermittlung als Gesellschafterin nach Rußland, weit hinein ins Gouvernement Perm. Sie suchen sich solche schutz- und anhangslose junge Mädchen für derlei Stellen aus. — Es ist sicher, daß der, um dessen Willen ich das Anerbieten annahm, mich nicht würde haben ziehen lassen, wenn er daheim gewesen wäre, — aber die Eltern hatten ihn auf eine Reise geschickt, und sie verheimlichten mir seinen Aufenthalt.“

Nach einer langen, mühseligen, aufreibenden Fahrt kam ich am Bestimmungsorte an, einem einsamen, alten, halb verfallenen Schloß. Eine alte Dienerin, so eine Art Hausdame, empfing mich und theilte mir mit, daß ihre Herrin krank und in ein Kautajus-Bad gereist sei, in einigen Wochen käme sie zurück, bis dahin müßte ich mich gedulden. Das gefiel mir schlecht, noch schlechter aber, als ich am anderen Tage, von dem Schloßherrn empfangen, erfuhr, daß ich einstweilen die Stelle einer Vorleserin bei ihm bekleiden sollte.

Ich fühlte mich viel zu einsam und schutzlos, als daß ich eine entschiedene Weigerung gewagt hätte, so las ich täglich eine Stunde französisch, anfangs ganz harmlose Sachen, bald aber wurde mir eine Lectüre zugemuthet, die mir das Noth der Verlegenheit in die Wangen trieb, und eines Tages hatte ich den Muth, ein Buch einfach niederzulegen mit der Erklärung, daß ich derartige Sachen nicht lese. — Da lachte mein Herr und faßte nach meiner Hand.

„Sie sind ein kleiner Hase, — aber warten Sie, bald haben Sie Sie eingelebt, und dann geht's lustig zu bei uns, — die Deutschen haben immer erst solch ein Gethue.“

Ich riß mich empört los, und nun wußte ich, was ich zu erwarten hatte. Wann kommt die gnädige Frau? stieß ich glühend vor Zorn hervor.

„Bald, mein Täubchen,“ sagte er mit einem häßlichen, verschmigten Lachen.

Ich stürzte zu der alten Dienerin.

„Wann kommt die gnädige Frau?“ fragte ich auch sie. Sie sah mich erschrocken an, und da muß ihr die wilde Entschlossenheit in meinem Blick wohl Besorgniß eingestößt haben, — ich glaube auch, sie hatte eine Art Wohlwollen für mich. —

„Töchterchen, — Töchterchen, das ist eine schlimme Sache,“ meinte sie in ihrer vertraulichen russischen Art, — „Du bist ein zu junges Blut und so anders, wie die anderen, — das ist wirklich schlimm!“

„Sagen Sie mir nur, Anna Feodorowna, wann die Frau kommt,“ bat ich.

Sie wand sich in Verlegenheit, hätte so gern gesprochen, wenn die Knute nicht gewesen wäre. —

„Was weiß ich, Töchterchen!“

Zwei Tage saß ich in meinem Zimmer eingeschlossen, aß nicht und trank nicht und wartete nur immer, daß die Frau kommen sollte. Wenn nicht der bloße Gedanke an eine Flucht schon Wahnsinn gewesen wäre, ich wäre auf und davon gegangen.

Am dritten Tage schickte der Herr nach mir, ich solle augenblicklich vor ihm erscheinen.

„Geh nur, Töchterchen,“ redete die Alte zu, „er ist gefährlich wie ein hungriger Wolf, wenn er wüthend ist, es giebt ein Unglück, wenn Du ihn reizest.“

Ich ging, weil ich ihn ohnehin noch einmal sehen mußte, wenn ich meine Entlassung von ihm erzwingen wollte. Der Diener führte mich durch einen langen Corridor einem Zimmer entgegen, aus dem Stimmengemurmel herausdrang, — sollte die Frau gekommen sein?

Es war ein Unglück, daß ich mich mit den Leuten nicht verständigen konnte, denn außer der Alten und dem Herrn sprach niemand französisch, — so war es auch nicht möglich, den Diener zu fragen, ob die gnädige Frau da sei.

Er öffnete mir die schwere Flügelthür und ließ mich eintreten. Ich prallte entsetzt zurück, denn vor mir dehnte sich ein großer Speisesaal aus, um dessen runden Tisch zehner oder zwölf Herren in offenbar animierter Stimmung versammelt waren. Fliehen konnte ich nicht, der Diener hatte auf einen Wink seines Herrn die Thür geschlossen, und ich war auch bereits bemerkt worden. Mein Herr löste sich von der Gruppe und kam mit wankenden Schritten auf mich zu. Sein Gesicht glühte vom Wein, und vor seinen Blicken hätte ich in die Erde sinken mögen.

„Komm mein Lämmchen, mein Zuckerherzchen, — Du sollst uns etwas vorsingen und spielen,“ rief er mir mit widerlicher Vertraulichkeit zu, „komm, sei nicht spröde, mein Püppchen, zeige den Herren Deine Kunststückchen.“ — Er wollte mich an den Händen vorwärtsziehen, aber ich schrie in meiner wahnsinnigen Angst laut auf: „Wagen Sie es nicht, mich anzurühren!“

Da brachen die anderen in ein lautes Gelächter aus, klatschten Bravo, verhöhnten ihren Freund und stachelten mich zum Widerstand an, um den Spaß zu verlängern.

Der Doctor hielt sich nicht länger, er ballte mit einer leidenschaftlichen Bewegung die Faust. Sie streifte ihn mit einem dunkeln Blick, dann fuhr sie unbeirrt fort.

„Ich stand da, aufs Aeußerste gefaßt, kein Auge von den Bewegungen meines Widersachers verwendend, und ein Schauer rann durch meinen Körper, als ich die Züge des Trunkenen sich mehr und mehr in thierischer Wuth verzerren sah.“

„Du kommst, oder ich peitsche Dich,“ zischte er mir zu, und wieder riß er meine Hände an sich und hielt sie wie in eisernen Fesseln.

Wir rangen noch, zur Belustigung der anderen, da wurde die Thür geöffnet und ein neuer Gast erschien. Mein Herr ließ mich los, um ihn zu begrüßen. Vom Tisch her eilte man ihm entgegen, er schien eine Respects-Person in diesem Kreise zu sein, — aber freilich, er war auch einer von den ihren, — doch er war noch nüchtern! Wie ein Blitzstrahl durchzuckte mich der Gedanke.

„Mein Herr,“ rief ich ihm stehend zu, „helfen Sie mir, retten Sie mich!“

Er lachte. „Warum sind Sie hierher gekommen, wenn Sie nicht wollten, was Ihnen hier geboten wird.“

„Man hat mich zur Gesellschafterin für die Frau engagirt, konnte ich denn wissen, was mir hier bevorstand?“

„Für eine Frau, die gar nicht existirt?“

„Nicht existirt? — Darmherziger Gott, in eine Falle hat man mich gelockt! — O, mein Herr, wenn Sie mir nicht beistehen, bin ich verloren, — helfen Sie mir, wer Sie auch sind, — ich schwöre es Ihnen bei Gott, ich kam als Gesellschafterin für die Frau aus Deutschland hierher.“

Da veränderte sich das noch eben so skeptisch und spöttisch lächelnde Gesicht des Neugekommenen zu finsterem Ernst.

„Ist das wahr, Sergei Iwanowitsch, was sie sagt? Hast Du sie unter falschen Vorpiegelungen hierher gelockt? — sie und die anderen?“

„Pah!“ machte mein Herr, „es hat's noch keine bereut.“

Da traf ihn ein Faustschlag mitten ins Gesicht.

„Das für diese hier, — und das für die anderen, — ist das Edelmannsart?“ Ein ungeheurer Tumult erhob sich, während dessen ich ganz sinnlos vor Angst entflo, aus dem Schloß und hinaus auf den Waldweg, — wie ich ging und stand. — Ich rannte wie von Furien gepreißt vorwärts, nichts denkend und empfindend, als einen sicheren Zufluchtsort zu gewinnen.

Eine halbe Stunde war ich so von dannen gestürzt, da holte mich eine Troika ein, Graf Brontischeff saß darin, derselbe, der soeben für mich eingetreten war. Er hielt an, und ich eilte auf ihn zu.

„Ich danke, danke Ihnen, mein Herr,“ und ich küßte seine Hand.

„Steigen Sie auf,“ sagte er kurz, und ich stieg zu ihm in den Wagen, denn ich hatte das unbedingtste Vertrauen zu ihm.

Er brachte mich zu seiner Schwester, einer gutmüthigen, kränklichen, älteren Dame. Ich pflegte sie ein halbes Jahr und hatte es gut bei ihr, — dann starb sie. Vorher hatte sie mir noch gesagt: „Wladimir

Petrowitsch ist ein Sonderling, das weißt Du ja, Sascha, so hatten sie mich umgetauscht, sie haben alle ihre Verdrehtheiten, diese müßigen, reichen, alten Junggesellen bei uns, — aber sein Herz ist Gold, und wenn er kommt und Dich heirathen will, so wirst Du ihn nehmen, — nicht wahr, Saschinka? Du bist ja nicht von Adel, aber Du bist die Einzige, vor der er Achtung hat, — er kommt niemals mit den Reitstiefeln in den Salon, wenn Du da bist, — hast Du das auch schon gemerkt? — Du wirst ihn im Zaum halten können, das ist eine so große Beruhigung für mich vor dem Sterben. — Wirst Du auch, Sascha?

Ich gab ihr das Versprechen, denn ich hielt es für gänzlich unmöglich, daß Graf Brontischew die arme Erzieherin zum Weibe begehren würde, und sie starb erleichterten Herzens. Als ich darauf meinen Entschluß fand that, wieder nach Deutschland zu gehen, da sagte mir der Graf:

Sie können gehen, sobald Sie wünschen, vorher aber muß ich Ihnen noch sagen, daß Sie Gräfin Brontischew werden können, wenn Sie mich nehmen wollen, wie ich da bin, — viele Worte machen kann ich nicht, — aber ich bin nun einmal an Sie gewöhnt, und, weiß der Auckud, es paßt mir nicht, daß Sie fort wollen —

Ich empfand, daß er mich liebte, obwohl er es mir nicht sagte, und daß ihm mein Scheiden einen großen Schmerz zufügen und ihn vielleicht noch in seinen Absonderlichkeiten bestärken würde, — dazu war ich ihm so großen Dank schuldig, und obendrein hatte die Todte mein Versprechen. Ich liebte ihn nicht, aber meine volle Achtung gehörte ihm, denn ich sah den edlen Kern seines Wesens unter der verschrobene Außenseite, und ich sah auch, daß sich seine Tollheiten nur gegen die richteten, die er gering achtete, — da sagte ich ja — und wurde seine Frau. Mich band ja nichts, ich hatte niemals irgend ein Lebenszeichen aus Deutschland erhalten, und so mußte ich mich als frei betrachten.

„Sind Sie glücklich, Gräfin Brontischew?“ es waren die ersten Worte, die der Doctor einwarf.

Ein tiefer, freier Athemzug hob ihre Brust.

„Ja, ich bin glücklich, denn ich bin zufrieden! Das Bewußtsein treuester Pflichterfüllung trägt über die fehlende Liebe hinweg und gewährt mehr Befriedigung, als Liebe ohne Pflichttreue, — und ich sagte Ihnen schon, ich achte meinen Mann trotz seiner Sonderbarkeiten hoch, er aber liebt mich. Meinethwegen ist er nach Deutschland gegangen, obwohl er nicht in dies Land paßt und sich hier nicht wohl fühlen kann, — täglich, stündlich vergrößert er meine Dankeschuld. — Nun werden Sie es verstehen, daß ich so sehr wünsche, ihm einen Mann zu gewinnen, der ihm ein ehrlicher Freund sein könnte, und ich frage Sie nun noch einmal, wollen Sie es nicht vielleicht doch mit einem Menschen versuchen, der noch jederzeit den Adel der Gesinnung hoch gehalten hat?“

Er sah sie einen Augenblick durchdringend an. Konnte sie wirklich wünschen, daß sie beide Tag für Tag in kühler Unnahbarkeit neben einander herleben sollten? War so jede Erinnerung an die Vergangenheit in ihr erloschen?

Sie blickte gespannt fragend zu ihm auf, aber er konnte nichts anderes, als die Sorge, daß er „nein“ sagen könnte, aus ihren Bügen herauslesen. Da übermannte ihn ein Gefühl der Bitterkeit und des Trostes.

„Ich will,“ sagte er; „aber wissen Sie so genau, Frau Gräfin, daß ich die erforderlichen Eigenschaften habe, einem Mann von der Eigenart des Herrn Grafen die nöthige Achtung einzusprechen?“

Sie lächelte ihr liebes, sanftes Lächeln, das er von früher her noch so gut in der Erinnerung hatte.

„Der Mensch bildet seinen Charakter mit den Jahren wohl aus,“ sagte sie, „aber er kann ihn doch nicht wechseln wie ein Paar Handschuhe. Ich habe keine Sorge, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Sie sollen auch nicht heute Nacht Ihre Vorstellung wiederholen, ich selbst will mit dem Grafen reden, — und nun auf Wiedersehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Bacillen-Gefahr.

Von Dr. F. Manzow.

(Schluß.)

III.

Von dieser allgemeineren Erkenntniß aus ist es nun erst möglich, die Rolle der Mikro-Parasiten im Leben überhaupt, und im besondern ihre Bedeutung für die Menschheit richtig zu würdigen. Daß die Vernichtung der alten Form des Lebens — im Tode — nöthig sei, um seinen Stoff in eine neue, höhere Form umzugießen, darüber waren wir uns einig geworden. Um das aber zu erreichen, um neues Leben aus den Leibern des Abgeschiedenen aufzubauen, dazu

mußte die hoch-organisirte Substanz des Thier- und Menschenkörpers erst wieder in ihre elementaren Bestandtheile zurückgelegt werden können, und diese Aufgabe wies die Natur hauptsächlich den Mikro-Parasiten, namentlich denen des Pflanzenreiches, zu.

Nun unterscheidet sich aber die thierisch-menschliche Körpersubstanz unmittelbar nach dem letzten Athemzuge in nichts von der lebenden. Sollten also die Mikro-Parasiten die todte Substanz angreifen und zerlegen können, so konnten sie das nur dadurch, daß ihnen Eigenschaften verliehen wurden, die auch der lebenden Substanz gefährlich werden konnten. Das heißt mit anderen Worten: um ihrer Eigenschaft als Chemiker des Kreislaufes des Stoffes gerecht werden zu können, mußten sie pathogen sein, Krankheiten erregen können.

Damit war der „Kampf ums Dasein“ zwischen dem Bacill und dem Menschen erklärt. Die durch die Parasiten hervorgerufenen Infections-Krankheiten vollzogen den Ausjätings-Proceß; aber, während sie Noth und Elend, Krankheit und Tod über die lebende Generation brachten, vollzogen sie gleichzeitig den heilsamen Proceß der „Auslese“, d. h. sie züchteten ein Geschlecht, das immer ausschließlicher aus solchen Personen zusammengesetzt war, die eine natürliche „Immunität“ gegen die sie umschwärmenden Bacillen besaßen. Und das Endergebnis ist, daß der heutige Kultur-Mensch, wenn er die durchschnittliche Constitutions-Kraft besitzt, gegen die Einflüsse seiner „Wohn-Parasiten“ unempfindlich ist.

Ein Beispiel aus dem Thierreich wird den Gegenstand klarer machen als alle theoretische Auseinandersetzung: Hausmaus und Feldmaus sind die nächsten Verwandten, kaum mehr als Spielarten derselben Art. Die Hausmaus hat als Wohnungsgenosse des Menschen denselben Ausjätings-Proceß durchgemacht, wie der Mensch selbst, und ist darum, wie er, in sehr hohem Grade immun gegen die menschlichen Wohn-Parasiten. Die Feldmaus aber, die diese Auslese nicht durchgemacht hat, ist gegen dieselben Bacillen außerordentlich empfänglich. — Umgekehrt enthält der Wald- und Feldboden andere Bacillen-Arten, an die der Mensch und die Hausmaus nicht angepaßt sind und denen sie schnell erliegen; aber die Feldmaus ist ihnen angepaßt, ist gegen sie immun.

Jetzt versteht der Leser, weshalb die unzähligen Verletzungen und Quetschungen des täglichen Lebens in ihrer übergroßen Mehrzahl glatt heilen, obgleich die Erreger der Wund-Infections-Krankheiten überall in unserer Umgebung vorhanden sind; warum Lungenentzündung und epidemische Genußgare selten sind, trotzdem ihre Erreger in den Schmutzflüchern der Gensunden Colonien bilden; warum schließlich die Tuberkulose doch immer nur einen mäßigen Bestandtheil der Menschheit ergreift, einen noch kleineren dahintrafft. Wir sind gegen unsere Wohn-Parasiten immun, sind an sie angepaßt, nur eine unter-durchschnittliche Kraft der Constitution ist von ihnen bedroht.

Das schönste Beispiel für dieses Verhältniß bildet der Bacillus Coli, das kurze, dicke Stäbchen des Dickdarms. Das neugeborene Kind ist „steril“, d. h. frei von jedem Bacillus; aber schon am zweiten Tage seiner irdischen Pilgerfahrt beherbergt es den Schmarotzer zu Millionen in seinem Darmcanal, mit solcher Regelmäßigkeit und in solcher Menge, daß viele Jahre lang die Frage erörtert wurde, ob der Bilz nicht etwa für die Verdauung nöthig sei. Er galt lange Zeit für durchaus harmlos und ist es auch für den gesunden Menschen. Thieren gegenüber kann er sehr „pathogen“ sein und kann auch beim Menschen in selteneren Fällen sehr schwere Krankheiten erzeugen, wenn die Schutzmittel des Organismus gestört waren, wenn das „Darmfilter“ undicht war. Und was für diesen Wohn-Parasiten gilt, gilt auch für alle anderen: wenn die Wälle der Festung „Mensch“ in gutem Stande und gehörig mit Wachen besetzt sind, dann mögen Tuberkel-Bacillen, Strepto- und Diphlokokken Sturm auf Sturm wagen: sie werden die Feste nicht erobern!

Diese Erkenntniß giebt nun auch jede wünschenswerthe Anleitung zum praktischen Handeln. An eine Ausrottung der Wohn-Parasiten ist nicht zu denken. Man wird gegenüber dem Ueberreifer mancher Bakteriologen an die kleine Lektion erinnert, die der „Alte Dessauer“ einst von einem Blaufärber erhielt. Er hielt sein Pferd an der Werkstatt an und fragte: „Kann Er mir den Schimmel färben?“ „Gewiß, Durchlaucht,“ war die Antwort, „wenn er's Sieden vertragen kann!“ So könnten uns die Bakteriologen auch „sterilisiren“, wenn wir das „Sieden“ im frömdernden Dampfe vertragen oder uns von concentrirter Karbol-Säure nähren könnten.

Da wir das aber nicht können, so bleibt uns nur das andere Mittel, die durchschnittliche Constitutions-Kraft der Kultur-Menschen so hoch zu erhalten, daß die Bacillen ihre „Pathogenität“ verlieren weil die Menschen immun geworden sind.

Die Kultur-Menschheit wird ihre ganze Kraft einzusetzen haben, um zu verhindern, daß die vollkräftig in die Existenz eingetretenen Menschen durch schädliche Einflüsse so tief in ihrer constitutiven Kraft sinken, daß sie unter die „Immunitäts-Grenze“ herabgleiten und den Wohn-Parasiten zum Opfer fallen.

Und da stellt sich der glückliche Umstand heraus, — ein „Zusall“ ist es freilich nicht, — daß alle Mittel, die die constitutive Kraft des Menschen erhalten und fördern, gleichzeitig die einzigen zugänglichen Mittel sind, um die Bacillen zu ängstigen und einzuschränken. Es sind das: reichliche, nahrhafte, gesunde Nahrung, frisches, nicht verunreinigtes Trinkwasser, trodene, helle, luftige Wohnräume, saubere, der Jahreszeit angepaßte Kleidung! Wenn es möglich wäre, alle Angehörigen der Kultur-Völker in einen bescheidenen Wohlstand zu versetzen, der ihnen eine hygienische Lebensführung ermöglichte, dann würde die Erkrankungs-Ziffer an den durch unsere Wohn-Parasiten erzeugten Infections-Krankheiten bis fast auf Null sinken.

Glücklicherweise können wir heute schon mit Sicherheit sagen, daß dieser Zustand eines allgemeinen Wohlstandes auch der unteren Klassen möglich, ja wahrscheinlich ist. Die Lebenshaltung dieser socialen Schichten hat sich in diesem Jahrhundert ungemein gehoben; und wenn auch ein Theil der Verbesserungen durch die allgemeinen hygienischen Miltstände wieder weit gemacht worden ist, die sich aus dem ploßlichen Wachsthum der Großstädte ergaben, so ist doch in den letzten Jahrzehnten unter dem Einflusse kommunaler und staatlicher Hygiene, — Krankenhäuser, Straßenreinigung, Wasserleitung, Kanalisation, Markthallen, Schlachthäuser, Bau-polizei u. s. w., — und unter dem fortschreitenden Einflusse erhöhter Löhne bei herabgesetzter Arbeitszeit die Sterblichkeit der Großstädte sehr stark herabgegangen, so stark, daß die Städte jetzt schon theilweise günstiger abzugeben als das flache Land.

Auf diesem Wege werden Private und öffentliche Körperschaften weiter zu härten haben. Noch ist die Sterblichkeit der Arbeiter und namentlich der Arbeiterkinder nicht nur ein unerträglicher Schandfleck unserer Kultur, sondern auch eine schwere Bedrohung der Gesundheit der wohlhabenden Klassen selbst. Kein Malaria-Sumpf ist so gefährlich, wie die Tuberkulose-Höhlen der Arbeiter-Quartiere. Hier ist noch eine unendliche Kultur-Arbeit zu leisten. Jede Besserung der socialen Klassenlage der Arbeiterschaft bedeutet eine Herabsetzung der Gefährlichkeit unserer Wohn-Parasiten.

Ganz verschwinden werden die durch sie erzeugten Krankheiten ja nie. Denn es werden immer schwache Keime mit unter-durchschnittlicher Constitutions-Kraft zum Licht geboren werden, die nicht — immun sind. Wenn es nicht gelingt, diese schwachen Triebe durch ganz besondere Vorsicht zu normaler Kraft emporzuzüchten, dann werden die Mikro-Parasiten immer ihre Aufgabe der Ausjäting an ihnen vollziehen müssen, so viel Leid das auch mit sich bringe. Es muß uns zum Troste gereichen, daß diese Opfer auf dem Schlachtfelde der Menschheit notwendig sind für ihren weiteren Fortschritt. Ohne „Ausjäting“ keine „Auslese“!

Wir können heute schon sagen, daß unter der Herrschaft günstiger socialer Allgemein-Verhältnisse die Zahl der notwendigen Opfer außerordentlich gering sein müßte. Denn die Menschen, die mit unter-durchschnittlicher Constitutions-Kraft ins Leben treten, stammen zumeist von Eltern, deren sociale Lage eine miltliche war. Und wenn es gerade Abkömmlinge von Trütern sind, die den Wohn-Parasiten massenhaft erliegen, so mag man bedenken, daß der Alkoholismus ein Laifer oder besser: eine Krankheit der Armuth und der Hoffnungslosigkeit ist.

Was von den Wohn-Parasiten gilt, gilt aber auch, wenn auch mit einiger Einschränkung, für die landfremden Kleinschmarotzer, deren Einbruch in unsere Wohnstätten die großen Volksseuchen erzeugt, die Cholera, den Fled-Typhus, die Pest und andere. Auch hier gilt uneingeschränkt der Satz, daß die Empfänglichkeit zunimmt mit der durch Armuth verursachten Miß-Hygiene. In allen großen Seuchen der Weltgeschichte hat die Sichel des Todes die armen Volksklassen hingemäht und die Wohlhabenden nur leicht betroffen. So war es beim „Schwarzen Tode“ und dem „Englischen Schweiß,“ so bei Pocken und Cholera von Anfang an bis zu den Schredens-tagen von Hamburg, Konstantinopel, Neapel und Bombay. Wo in dichtbebauten, unsauberen Proletarier-Quartieren schlecht ernährte, armelige und deshalb ungebildete und lafferhafte Massen sich drängen, da fallen die Opfer in Helatomben; wo saubere, ausreichende Häuser auf reinem Untergrunde stehen, wo gutes Trinkwasser vorhanden ist, wo ein miltiger Wohlstand Sauberkeit, Nüchternheit und Auslüftung gestattet, da faßt auch die grimmigste Seuche keinen Fuß.

Die Anpantwendung ergibt sich von selbst. Man wird nie verhindern können, daß Gewitter niedergerben; aber man kann erreichen, daß kein Haus mehr mit Stroh oder Schindeln gedeckt wird, und daß jedes seinen Blitzableiter erhält. So kann man zwar nicht verhindern, daß einmal ein Haus in Brand geräth, wohl aber kann man verhindern, daß ganze Städte in Asche gelegt werden.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht diesen eingeschleppten Krankheiten gegenüber alles zu geschehen habe, was die Einschleppung und Verbreitung der Mikro-Parasiten wirksam verhindern kann. Strenge Isolirung schon Erkrankter, energische Desinfection aller Geräthe und Ausscheidungen, Ueberwachungen des Grenzverkehrs, der Flußläufe, vielleicht sogar kurze Quarantainen werden ihr Gutes haben. Denn das ist natürlich nicht zu vergessen, daß wir diesen fremden Mikroben nicht bis zu der Höhe angepaßt sind, wie unseren heimischen Wohn-Parasiten. Die Gefahr ist größer, und darum müssen die Maßregeln auch schärfer sein; hier ist eine energische „Bacillen-Jagd“ ganz am Platze, schon weil sie immer mit gründlichen Maßregeln der Reinlichkeit verbunden sein muß.

Aber, ist die Gefahr auch etwas größer, sie ist doch, wie die Geschichte beweist, selbst der Pest gegenüber recht gering, wenn man nur eine von Natur vorhandene durchschnittliche Constitutions-Kraft nicht durch Miß-Hygiene herabgesetzt hat. Wenn wir erst unsere großartige Social-Hygiene der Zukunft haben werden, dann werden die großen Seuchen nicht mehr können, als den Akt der Ausjäting der schwachen Triebe in wenigen Wochen zu vollziehen, den die Wohn-Parasiten und namentlich die Tuberkulose ohne die Epidemien in langen Jahren vollzogen hätten, d. h. es wird nur eine Häufung der Todesfälle auftreten, nicht aber eine Vermehrung der Sterblichkeit im Durchschnitt längerer Zeiträume. Und solche schnelle Auslese ist von jedem Gesichtspunkt der schleichenden Auslese vorzuziehen.

Die Aufgabe bleibt also auch den großen fremden Seuchen gegenüber in der Hauptsache die gleiche:

Hygiene im Hause durch Licht und Lüftung, Wasser und Seife: das ist die Pflicht der Frau. Hygiene in Staat und Gemeinde, eine umfassende Fürsorge für Ernährung, Kleidung, Wohnung, Erziehung, Kranken- und Altersversorgung der niederen Klasse: das ist die Aufgabe des Mannes, ist seine Bürgerpflicht. Wirken sie beide zusammen, dann kann die Menschheit lachend scherzen über die Bacillen-Gefahr! —

Nachdruck verboten.

Studentinnen-Leben in Cambridge.

Von Henriette Jastrow.

Wilton College! Der Name ist in Deutschland fast so bekannt wie im eigenen Lande. Mit einer gewissen Ehrfurcht wird er genannt, man weiß, daß von hier die Apostel für die intellectuelle Hebung des weiblichen Geschlechts ins Feld geschickt wurden und werden; aber von dem Leben und Treiben in der geistigen Hochburg selbst dringt nicht viel an die Oeffentlichkeit. Für deutsche Leser dürfte es nicht uninteressant sein, hierüber etwas zu erfahren, und so hat ich eine frühere Tochter dieser alma mater, eine „Wiltonian“, wie sie sich nennen, oder „Wilton Girl“, wie sie gewöhnlich genannt werden, mir einen umfassenden Einblick in die Verhältnisse zu gewähren. Und Miß Villian Tomn, Doctor der Rechte, wenn sie ein Mann gewesen wäre, titellos, da sie eine Frau ist, entsprach bereitwillig meiner Bitte.

„Sie kennen das College. Ein großes Gebäude, dessen

Ziegel-Façade von Ephen und Weinlaub fast ganz bedeckt ist. Es ist ungefähr ein und eine halbe Meile von Cambridge entfernt und liegt inmitten eines großen Gartens. Man kann sagen, es befindet sich auf dem Lande, denn es ist von Gärten und Ackerfeld umgeben, und kein bewohntes Gebäude ist in der Nähe. Das Haus ist zwei Stockwerke hoch und nimmt hundert-

geschiedten und liebevollen Dame. Viele Gruppen „girls“ warten vor der nämlichen Thür, aber nicht lauter Grünlinge, die meisten sind aus den Ferien Zurückgekehrte, die die Vorsteherin begrüßen wollen. Alle kennen sich unter einander, und jeder neue Ankömmling wird mit lautem Willkommen begrüßt und gefragt, wie die Ferien verbracht worden sind, the vaca-

Nachdem die Neugekommene ein Weibchen in ihrem Zimmer ist, wird freundschaftlich an die Thür geklopft, und zwei girls erscheinen. Sie erklären ihr, daß sie Nachbarn seien und sie als Commilitonin begrüßen wollen. Sie bieten ihr alles mögliche an, was sie für sie thun oder ihr leihen oder geben könnten, und mit besonderem Nachdruck werden Zuder und Streichhölzer hervorgehoben; beim Abschied bitten sie sie zum Thee um 9 Uhr Abends und sagen, sie würden sie zum Diner abholen, wobei dem Grünling in Erinnerung an die Corridore eine Centnerlast vom Herzen fällt. Die ersten paar Tage verirrt man sich beständig. Aber die girls sind außerordentlich freundlich zu einander und besonders zu den Grünen. Man widmet sich ihnen freundschaftlich in den ersten Tagen, macht sie mit Sitten und Localitäten bekannt, weist sie in alle Mystereien ein und giebt ihnen gute Rathschläge. Am Sonntag nimmt man sich besonders ihrer an, damit sie nicht Heimweh bekommen. Bei dem Diner, im Girton-Jargon „Hall“ genannt, sind sämtliche Bewohner des Hauses im Speisesaal versammelt. Auf einem Podium sitzen an besonderem Tisch die Leiterinnen und Lehrerinnen, und an sechs großen Tischen die Studentinnen; die Grünen an den unteren Tischen, in der Mitte das zweite und zu oberst das dritte und vierte Jahr. Das ist ein ungeschriebenes Gesetz, und es ist merkwürdig, daß, obwohl öfters Versuche gemacht worden sind, die Jahre zu vermischen, es doch nie durchgeführt worden ist. Die anderen Mahlzeiten sind formloser und auch nicht so an die Stunde gebunden, Frühstück kann man von 8 bis 9 Uhr nehmen, kaltes luncheon von 12 bis 3, warmes von 1 bis 1 1/2, und der Thee wird um 4 1/2 Uhr aufs Zimmer gebracht. Als „Grüner“ bleibt man Abends von 7 bis 8 Uhr auf seiner „Bude“, um Besuche zu empfangen. Das zweite und dritte Jahr statten Visite ab. Manchmal ist das Zimmer gedrängt voll, aber die Gäste sind nicht anspruchsvoll und sehen sich bei solchen Gelegenheiten dahin, wo Platz ist. Man wird ein wenig ausgefragt, von welcher Schule man kommt, welcher Facultät man angehört, und dann folgt eine oder die andere Einladung zum Thee. Als die hervorstechendsten Eigenschaften der Girtonians erscheint den Grünen ihre Fröhlichkeit; von besonderer Gescheidtheit nimmt man nichts wahr. Sie sprechen über alles mögliche, über hockey und tennis, über Tanzen und neue Kleider, über Rudern und Schwim-



Portrait. Nach einem Pastell von Franz von Umbach.

fünfzehn Studentinnen und zehn Doctorn auf. Jede Studentin hat zwei Zimmer, ein Schlafzimmer und ein Arbeitszimmer. Die Mahlzeiten werden von allen gemeinschaftlich im Speisesaal eingenommen. Zum gemeinschaftlichen Gebrauch sind ferner eine sehr schöne Bibliothek, ein Lesezimmer und elf Auditorien vorhanden, außerdem ein Turnsaal, ein Schwimm-Bassin, acht Lawn-Tennis-Felder, ein Golf-Platz, ein Cricket-Feld, ein Hockey-Feld und eine große Radfahr-Halle. Selbstverständlich befindet sich im Girton-College auch ein Hospital, in dem von ansteckenden Krankheiten Befallene Unterkunft finden.

Nachdem das Eintritts-Examen für Girton, welches nicht an Ort und Stelle abgelegt zu werden braucht, glücklich bestanden ist, kommen sie im October, zu Beginn des Universitäts-Jahres, aus allen Windrichtungen in Cambridge an; sie: the girls. Ich möchte bitten, das Wort nicht zu übersetzen, das deutsche „Mädchen“ drückt bei weitem nicht unser „girl“ aus, und „die junge Dame“ wäre noch weniger das Rechte. In Cambridge nimmt man eine Droschke nach Girton und fährt vor dem Haupt-Portal des Hauses vor, — zum ersten und letzten Male im Leben. Das Gepäck kommt zum Hintereingang herein, und später, wenn man nicht mehr Grünling ist oder „a fresher“, wie der terminus technicus lautet, dann geht man denselben Weg. Der Eintritt in das College aber geschieht mit einer gewissen Würde und Form. Man wird einem Hausmädchen nach dem andern übergeben, bis man zu der Vorsteherin gelangt, der „Mistress“, einer freundlichen, amüsan-

ten, wie das Wort in Wirklichkeit, „vac“, wie es im Studenten-Jargon heißt. Der Grünling hört aus allem heraus, daß sie sämtlich nur dem Vergnügen nachgegangen sind und nicht gearbeitet haben. Nachträglich scheinen die girls es zu bedauern, aber sie trösten einander, indem sie sich sagen, nur der könne in den Ferien arbeiten, der kein glückliches Heim habe. Endlich hat man die Antritts-Visite bei der Vorsteherin hinter sich und wird von einem Hausmädchen auf sein Zimmer gebracht. Dem Grünling wird ganz ängstlich bei dem Gedanken, allein wieder nach unten zu finden. Endlos scheinen die Corridore und Gänge sich auszudehnen, jede neue Biegung bringt wieder eine neue Gruppe von Corridoren. Ueberall laufen girls, die einander begrüßen, mit einander scherzen und lachen, nur der Grünling findet sich nicht dazu gehörig und fühlt sich einsam. Auch das Zimmer heimelt nicht an. Die officiële Ausstattung besteht aus Teppich, Tisch, Schreibtisch, Schrank, zwei Stühlen und einem Lehnstuhl und ist zwar ganz hübsch, aber es gehört zum guten Ton, mit ihr nicht zufrieden zu sein, sondern von dem ersten Geld, das man den Verwandten „abknöpfen“ kann, mehr Möbel anzuschaffen. Das erste ist allerdings ein Thee-Service. Und bei dem einen bleibt es bei der Vergänglichkeits aller Zerbrechlichen nicht. Ich hatte ein reizendes Service, und als ich es kaufte, fragte ich meine Mutter vorsorglich, ob ich es später verschenken oder mit nach Hause bringen solle. „Warte, bis die Zeit kommt“, sagte sie; und als die Zeit kam, zeugte von verschwundener Pracht nur noch eine einsame Overtasse, und die hatte einen Sprung!

men, kurz über alles, nur nicht vom Arbeiten oder über geistreiche oder erhabene Sachen. Das Geheimniß davon ist: man darf nicht fachsimpeln; es ist nicht Stil, nicht guter Ton in Girton, die Arbeit zu erwähnen, oder es merken zu lassen, daß man viel studirt. Wer „ochst“ oder „drillt“, wird verachtet, und wer bis spät in die Nacht hinein gearbeitet hat, hütet sich, damit zu renommiren. Die Girtonians rühmen sich, daß man sie von anderen Mädchen nicht unterscheiden kann. Indessen, ohne gründliches Arbeiten geht es nicht ab, denn in Girton müssen alle Studentinnen, wie der Ausdruck lautet, „read for honours“, das heißt, man muß das Examen nicht nur glatt, sondern mit Auszeichnung bestehen, man muß sich von vorne herein zu dem höheren Examen melden. Das große Universitäts-Examen ist das „Tripos“, girtonisch „Trip“ genannt. Vorher ist noch ein kleines Vorposten-Gesicht, das „Littlego“, welches die Universität Cambridge sich als Extra-Würstchen leistet. Die Gegenstände, die man in Girton zur Auswahl hat, sind Naturgeschichte, Moral-Wissenschaft, moderne Sprachen, klassische Sprachen, Mathematik, Geschichte und Jura. Die meisten Vorlesungen werden nicht in Girton selbst, sondern in Cambridge gehalten. Man fährt auf General-Untersuchen per Droschke nach der Stadt. Geht man einzeln nach Cambridge, so muß man eine „chaperone“ haben, eine Amtsdame, die ebenfalls von Amts wegen geliefert wird. Geht man mehrere zusammen, so beschützen sie sich gegenseitig. Bei den Vorlesungen sitzt Girton getrennt von den männlichen Studenten, auf der anderen Seite des Saales oder, wo das nicht möglich



Waldesfrieden. Nach dem Gemälde von Albert Rieger.
Photographie-Berlag von Franz Hanfstaengl in München.

ist, in den vorderen Reihen, unter den Augen des Professors. Die Vorschriften für den Verkehr mit den männlichen Studenten sind sehr streng. Wenn man zum Vortrag geht, darf man mit keinem ein Wort wechseln, man mag mit ihm verhandelt sein oder ihn noch so gut kennen. Auf keinen Fall und unter keinen Umständen darf man mit einem Studenten auch nur ein paar Schritte gehen. In Girton selbst darf man männlichen Besuch empfangen, aber selbst ein Bruder wird nur im öffentlichen Empfangs-Salon aufgenommen, und kein männlicher Besucher darf öfter als einmal im Semester kommen. Die Einladung eines männlichen Freundes zum Thee kann nur angenommen werden, wenn man versichert, daß die Familie ihn kennt, und dann muß man mit einer „chaperone“ gehen. Besucht man den Bruder und findet dort zufällig einen anderen Herrn, so muß der letztere sich entfernen, oder es ist Ehrensache, sofort umzukehren.

Jede Studentin hat dreimal täglich behufs Kontrolle ihren Namen in ein Buch zu schreiben, veräumt sie dies, dann wird nach ihr geschickt, und sie muß stichhaltige Gründe für ihr Fehlen angeben können. Nach sechseinhalb Uhr Abends darf man nicht ohne Urlaub fortgehen, und um zehneinhalb Uhr muß man sich unter allen Umständen im Hause befinden, was auch immer die Art der Unterhaltung oder des Vergnügens sei, dem man beizuwohnt. Ich werde nie die schmerzvolle Scene vergeffen, als wir Girtonians ein Konzert verlassen mußten, bevor es zu Ende war, und die Studenten im Chorus ausriefen: „Girton is going home to bed.“

Nächst dem Studiren sind Thee-Gesellschaften das Wichtigste in Girton. Namentlich im ersten Semester lebt man in einer beständigen Kette von tea-parties. Nach Tisch bringt ein dienstbarer Geist des Hauses auf jedes Zimmer ein kleines Tablett mit Brot, Butter und Material zur Bereitung von Thee, Kaffee oder Cacao, je nach Wunsch. Das kann man nun brauen und „verconsumiren“, wann man will, aber wenn man zum Thee eingeladen ist, dann nimmt man sein Tablett mit sich, und die Wirthin bereitet das Getränk und vervollständigt das Menu durch Frucht-Marmelade und in besonderen Fällen durch Kuchen oder gar Chocolate. Diese Gesellschaften finden gegen neun Uhr statt. Von zehneinhalb Uhr an ist Ruhe die erste Bürgerpflicht, und nur, wenn man die Bewohner des ganzen Corridors zum Thee hat, darf man dann noch laut sein, sonst wird Einspruch dagegen erhoben. Nicht, daß es Schlafenszeit wäre, o nein: man beginnt zu arbeiten. Arbeiten muß man in Girton, und das tüchtig, sonst wird man heimgeschickt; es sind immer viele vorgemerkt, die auf den Eintritt warten, und es wäre unrecht, jemand, der es nicht ernst nimmt, den kostbaren Platz ausfüllen zu lassen. In den vier Jahren indessen, die ich in Girton war, ist keine heimgesandt worden.

Geselliger Vergnügungen giebt es eine ganze Menge in Girton. Jeden Sonnabend Abend ist ein Tanz, die Mädchen unter sich natürlich, aber im großen Saal; in der Regel giebt es Limonade dabei, was dem Ganzen einen festlichen Anstrich verleiht. Zweimal im Semester werden große Debatten gehalten, zu welchen auch Commissionen aus Cambridge kommen dürfen; das geht mit einer gewissen Heftigkeit vor sich, der Saal wird decorirt, und man erscheint in Abend-Toilette. Mit Newham, dem zweiten Frauen-College von Cambridge, wird in jedem Semester ein Besuch gewechselt, und man hat eine gemeinschaftliche Debatte.

Dann giebt es noch politische Discussions-Clubs und mehrere andere, ferner einen dramatischen und einen musikalischen Club, die jeder eine Vorstellung im Semester zum Besten geben, dann die „Bücher-Würmer“, den „Schmöfer-Bund“, und noch eine Unmenge anderer Vereinigungen. Auch eine Feuer-Brigade bilden die Studentinnen. Es werden Uebungen abgehalten und von Zeit zu Zeit wird Feuer-Alarm geschlagen. Dann muß jede prompt an ihrem Plage sein und ihre Pflicht thun; wer nicht pünktlich antritt, bezahlt einen Schilling Strafe. Einst mochte eine Studentin dem Alarm um fünf Uhr Morgens nicht Folge leisten, sie beschloß, lieber den Schilling zu bezahlen und sich auf die andere Seite zu legen. Ihr Fehlen war aber bemerkt worden, und es wurde beschloffen, das Feuer in ihrem Zimmer sein zu lassen; es wurden Strickleitern angestellt, und sie wurde aus ihrem molligen Bett „gerettet“. Und den Schilling mußte sie obendrein bezahlen!

Das dritte Jahr giebt gewöhnlich den „Grünen“ einen Ball, der traditionell ein Kosüm-Ball ist, wobei die Toiletten aber mehr auf Wit und „fun“ als auf Eleganz berechnet sind. Bälle giebt es zwar noch mehrere, denn das Tanzen spielt in Girton eine große Rolle, aber nur alle zwei Jahre findet ein Ball mit Herren statt. Der geht von der Vorsteherin aus, und die Commissionen aus Cambridge werden dazu eingeladen, das heißt, ausgewählte Exemplare, die auch die Ehre zu schätzen wissen. Daß dieser Ball das Ereigniß des Tages oder vielmehr vieler Wochen bildet, läßt sich denken.

Nach dem Austritt aus dem College halten die Girtonians noch fest zusammen, und wo immer eine Girtonian die andere findet, da hat sie eine Freundin und Genossin. Alle zwei Jahre halten die früheren Studentinnen ein Meeting in Girton, „Commerc der alten Herren“, wie die deutschen Commissionen sagen würden. Ein Commerc ist's nun nicht in Girton, aber lustig geht's darum doch dabei zu.

Das Eintrittsalter ist achtzehn Jahre oder vielmehr vom achtzehnten Jahre an. Drei Jahre dauert der Course, und mancher Studentin wird auf Wunsch behufs Fortsetzung der Studien ein viertes Jahr verstattet, was als eine Art Auszeichnung gilt und nur solchen eingeräumt wird, die das Examen summa cum laude bestanden haben. — Die Gebühren in Girton betragen 105 £ (Mt. 2100) per Jahr. Das schließt alles ein: Wohnung, Pension, Vorlesungen, Nachhilfe, Examen-Gebühr, Droickten nach der Universität, einfach alles, mit Ausnahme von Wäsche. Die Verpflegung ist gut in Girton, und die girls sehen so blühend aus, wie man sie sich nur wünschen mag. Als Taschengeld ist fünf £ für das Semester eine reichliche Summe, denn die Geselligkeit, obwohl so reichlich geübt, kostet ja, Dank dem Tablett-System, sehr wenig. Universitäts-Bildung ist daher, — in Girton wenigstens, — für Frauen billiger als für Männer, welche durchschnittlich 200 £ gebrauchen, ohne aber mit dieser Summe große Sprünge machen zu können.

Ich habe Ihnen wohl manche Thatsache mitgetheilt, schloß Miß Tomm, „aber es ist ganz unmöglich für mich, Ihnen einen Begriff von der anregenden Geschäftigkeit des Lebens in Girton-College zu geben. Es ist ein Jagen von der Arbeit zum Vergnügen und vom Vergnügen zur Arbeit. Das Examen, „the Tripos“, ist der einzige Schatten, der das sonnige Leben

verdunkelt. Das heißt, sobald man daran denkt, was so lange wie möglich hinausgeschoben wird. Erst im dritten Jahre beschleicht die Studentin jenes bange Gefühl, daß sie „durchrasseln“ wird, und sie verfällt dem Zustand, der als Tripos-Fieber bekannt ist. Aber die Sorge ist fast immer unbegründet, denn die meisten kommen glücklich durch!

Und so schwarz auch der Schatten des Tripos ist, es giebt keine Girtonian, die nicht fünfzig Triposes auf sich nehmen wollte, wenn sie die schöne College-Zeit noch einmal genießen könnte!“

Rachbrand verboten.

Auf dem Friesenstein.

Novellette von Friedrich Meißner.



a kommt eine ganz gehörige Bö herauf, Martha. Und sieh nur den Schoner dort draußen! Wenn das Volk an Bord auch nur für 'n Schilling Verstand im Kopfe hat, dann hält es auf uns're Bucht ab, ehe die Bö es beim Kanthaken hat.“

„Ja, für 'n Schilling Verstand aber haben die dort noch nicht mal,“ erwiderte Martha, nach dem Schiffe hinausblickend, „denn sieh nur, sie gehen über Stag und laufen wahrhaftig wieder nach See zu!“

Martin beschattete die Augen mit der Hand, lugte scharf über das Wasser hinaus und schüttelte dann unwillig den Kopf. „Wahrhaftig! Sollte man's glauben? Sol' mir doch meine Jade, Martha. Ich will hinunter zum Strand und das Boot klar machen.“

Am unteren Rande der großen schwarzen Wolke, die sich mit großer Schnelligkeit über das Firmament ausbreitete, brach ein bläugelber Sonnenstrahl hervor und beleuchtete auf einen kurzen Augenblick grell die dichtgereiften Segel des kleinen Schiffes, die weißen Rämme der dunkeln Wogen und Martins aufgeregtes Gesicht.

„Da treiben sie schon nach Lee und auf die Steine los!“ rief er.

Ein heftiger Windstoß jagte eine Schaar rasselernder, dürrer Blätter über seinen Kopf dahin und der See zu.

„Man sollte wahrlich meinen, daß unser Herrgott manche Leute geschaffen hat, damit auch Dummköpfe in der Welt sind!“

Mit diesen Worten rannte er hinunter zu seinem Boote, warf Haken und Leitern hinein und stand dann neben demselben, bereit, im Augenblick der Noth sogleich abzustehen.

Der Schoner hatte von neuem gewendet und näherte sich wieder der Bucht.

„Herrgott! Warum bleibt das Volk nun nicht draußen, wenn es doch die Küste nicht kennt! Und was für Leinwand sie noch stehen haben!“

In heller Verzweiflung den Boden stampfend, beobachtete Martin die Versuche der Mannschaft, das Fahrzeug auf den kommenden Sturm vorzubereiten, der demselben schon so dicht auf den Fersen war.

„He, Martin, siehst Du den Schoner da draußen? Die werden Salzwasser in die Augen kriegen, ehe sie hier binnen kommen! Hätten's zehn Minuten früher versuchen sollen!“

Der Sprecher, ein alter, stämmiger Fischer, saugte an seiner kurzen Kalkpfeife und lehnte sich lässig gegen sein Boot, dabei das fremde Fahrzeug nicht aus den Augen verlierend.

„Da geht er hin!“ schrie er dann, als der Sturm sich plötzlich mit heulender Gewalt auf das kleine Schiff stürzte und dasselbe der Brandung über den Klippen zutrieb. „Da, — da! — nein, noch nicht, — der Wind ist wieder herumgegangen, — jetzt aber, — da, — da! — Vorwärts, Martin, ich komm' mit!“

Und tief vornüber gebeugt, der herabgleitende Regen peitschte ihnen gerade ins Gesicht, ruderten die beiden Fischer durch die tosenden Wogen den brandenden Klippen zu, wo in dem sprühenden Gischt die Masten und Kaasen des Schoners nur noch undeutlich zu erkennen waren.

Der Nebel wurde dichter; der Wind sprang von einem Strich des Kompasses zum andern; jetzt schob er ihnen in das Gesicht, jetzt peitschte er ihnen den salzigen Schaum ins Gesicht, bis sie, obgleich von Kindesbeinen an mit dem Wasser der Küste vertraut, kaum noch wußten, wo sie sich befanden.

„Wir müssen warten, bis sich der Nebel hebt,“ Heinrich,“ sagte Martin, „wir tappen hier ja im Finstern.“

Sie saßen und suchten den Nebel zu durchspähen und horchten gespannt auf jeden Laut, der durch das Geheul des Sturmes und das Wogengebrause in ihr Ohr dränge, während ihr Boot von der wilden See wie ein treibender Kork hin- und hergeworfen wurde.

„Nöthlich rief Martin: „Du, Heinrich, horch, da drüben, zu Luwart!“

Eifrig ruderten sie einige Minuten in der angegebenen Richtung, gerade in den Wind hinein.

„Mir war's, als hörte ich einen Stoß und ein Krachen, als ob er aufgelaufen sei,“ sagte Martin athemlos.

Heinrich Laffen lautste angestrengt.

„Streich, Martin, streich!“ rief er dann, indem er zugleich die entsprechende Rückwärtsbewegung mit seinem Ruder ausführte. „Wir haben die Brandung dicht voraus!“

„Dann sei Gott den armen Leuten gnädig!“ sagte Martin.

Heinrich legte die Hand ans Ohr. Ein windverwehtes Wehgeschrei drang aus dem Nebel herüber.

„Schoner aho!“ rief er antwortend. Dann sagte er: „Martin, wo ist der Schoner?“

„Das weiß Gott!“ —

Das fremde Fahrzeug war inzwischen von dem heulenden Orkan mit rasender Schnelligkeit der Klippenreihe zugeführt worden, wo die blendend weiß und bergeshoch brandenden Wogen über es herfielen, wie eine Meute hungriger Wölfe.

Beim ersten Stoß auf den Felsen knadten beide Masten kurz über dem Deck ab und stürzten nach Lee hinab, Klüverbaum und Bugspriet mit sich reisend. Wehrlos und unbefohlen, gleichsam geblendet umhertappend, erhob sich das verkrüppelte, zu Tode getroffene Fahrzeug, jetzt nur noch ein formloses, triefendes, bereits halb ersäuftes Bruch, noch einmal schwerfällig mit den Wogen, in leptom, verzweifelndem Ringen. Aber der Ocean war unerbittlich; von neuem schleuderte er es auf die Steine nieder, daß Kiel und Steven barsten und die Planken auseinander klappten, und jetzt gab es jeglichen Widerstand auf; zum dritten Mal wurde die willenlose, zerplitternde Masse auf das eberne Riff niedergeschmettert, dann führten die

lodenden Wirbel das zerstückte Menschenweib in wildem Triumph als loses Treibholz davon. —

Der Nebel lüchelte sich, und jäh, wie der Sturm gekommen, flaute er jetzt wieder ab. Immerhin aber blieb der Wind noch heftig genug, um die beiden Männer in ihrem winzigen Boot in steter Lebensgefahr zu erhalten. Mehrere Boote näherten sich ihnen.

„Der Schoner sitzt auf, drüben beim Friesenstein!“ schrie ein Fischer ihnen zu. „Es steht eine mächtige Brandung dort.“

„Und die Leute?“ fragte Martin.

„Bei der Unterströmung, die heute läuft, kommt keiner davon,“ antwortete der Fischer.

Es entstand ein dumpfes Stimmengewirr in den Booten. Dann rief Martin:

„Hört Maaten, fahrt ihr um den Friesenstein südlich herum, Heinrich Lassen und ich wir wollen auf der anderen Seite suchen. Der Wind ist ein paar Strich herumgeschrafft, und der Nebel muß auch gleich steigen. Es kann ja sein, daß wir noch einen oder den andern auffischen.“

„Martin hat recht,“ rief es aus den Booten. „Vorwärts, Leute!“

Die Fischer legten sich kräftig in die Remeen, und die Boote schossen unter dem festen, stetigen Druck schnell davon, um wie Schatten in der weißdunstigen Finsternis zu verschwinden.

„Nun, Heinrich! Uns beiden bleibt das schwerste. Wir müssen dicht an den Friesenstein heran. Luw, Heinrich, luw, sonst geraten wir in die Brandung.“

Der Nebel hob sich vor dem Winde wie ein Schleier, und die von dem lodenden Wasser umtoite Reihe der Granitblöcke, die hier durch eine Laune der Natur im Wattenmeer ihren Platz gefunden hatten, zeigte sich ihren Ufiden.

„Wir sind hier nichts müde,“ sagte Heinrich, auf die Schaumlinie deutend. „In dieser Brandung und bei der Unterströmung hat keiner mit dem Leben davon kommen können.“

Traurig den Kopf schüttelnd, blickte Martin hinüber zu der glatten, nach gewölbten, von der weißen Brandung fast ganz überbraunten dunkeln Klippe, welche bei ebendem Wasser wie eine Kuppel aus der Fluth ragte und die der Volksmund den Friesenstein getauft hatte. Nöthlich schoß eine dunkle Röthe in seine Wangen, und sein Auge blitzte lebhaft.

„Wo? an, Heinrich, wo? an!“ rief er. „Noch mehr, — noch näher, — so, vorsichtig! — Dort liegt etwas auf dem Stein!“

Mit tollkühnem Sprunge schwang er sich aus dem Boote auf die flache Klippe und bückte sich nach einem auf derselben liegenden Gegenstand.

„Ein Kind, Heinrich! Ein Kind!“ schrie er jubelnd und hob das kleine Wesen sorgfältig auf. Dann stieg er mit seiner Bürde wieder in das schwankende Boot, ein Stück Arbeit, das lebensgefährlicher war, als der Sprung vorher.

„I was für'n kleines, niedliches, süßes Ding! Und ganz kalt ist sie, und ohnmächtig auch, glaub' ich.“

Er zog seine Jade aus, umhüllte das kleine Mädchen damit und legte es auf den Boden des Bootes nieder.

„Nun aber los, Heinrich! Nach Hause so schnell wie möglich! Das arme kleine Ding! Na warte nur, Martha wird Dich schon wieder lebendig machen!“ —

Die wadere Bewohnererschaft der Insel hatte alles aufgeboten, dem unglücklichen Fahrzeug Hilfe zu bringen, und als kein Zweifel über das tragische Geschick desselben mehr obwalten konnte, da suchte man unablässig den ganzen Strand ab, und vom Abend bis zum Morgen leuchteten eifrig unterhaltenen Feuer nach allen Himmelsrichtungen über die See, den Schiffbrüchigen, die etwa noch auf Pflanzen oder anderen Wrackstücken auf der finsternen Wasserwüste trieben, das Herz mit Hoffnung zu erfüllen und ihnen Muth und Kraft zu verleihen, bis zum Tagesanbruch auszuharren und nicht zu verzagen.

Und kaum zeigte sich der erste fahle Schimmer am Horizont als Vorbote des neuen Tages, da schwärmte auch bereits wieder eine ganze Flottille von Booten zum Rettungswort hinaus; alle aber kehrten zurück, die legten erst um die Mittagszeit, ohne einen armen Schiffbrüchigen geborgen, ohne auch nur ein treibendes Überbleibsel von dem Schoner aufgefunden zu haben.

Die Unterströmung hatte alle Spuren hinweggeführt. — Das „Lebendigmachen“ des Kindes aber verursachte Martha viel, viel Mühe. Das kleine Leben war schon so weit fortgewandert, so dicht bis an die Pforten des Himmels, daß es nur sehr zögernd wiederkehrte. Endlich aber belohnte ein großer, verwunderter Blick die Anstrengungen der treuen Wärters. Die Augen des Kindes schweiften von dem einen zum andern und rings im Zimmer umher, — dann sagte es ganz ruhig:

„Bei Euch gefällt es mir.“

„Wahrhaftig, Liebchen?“ rief Martin, und eine sonnige Freude strahlte von seinem ehelichen, wettergebräunten Gesicht.

„Na, das freut mich aber mächtig!“

„Aber wer bist Du denn?“ forschte die Kleine mit großen Ernst und richtete ruhig und ohne die geringste Scheu ihre Augen auf die seine.

„Wer ich bin? Na, ich bin der Onkel Martin,“ antwortete er mit gewaltigem Kopfnicken und blickte sie voll Entzücken an.

„D. — und Du?“ hier wendete sie ihr Köpfchen zu Martha.

„Du bist die Tante Martin, — ich weiß schon.“

Damit schloß sie die Augen und schlief ein.

„Ein liebes Kind,“ flüsterte Martin und nahm eine der kleinen Hände vorsichtig und zärtlich zwischen seine harten Finger. „Wie alt mag sie wohl sein?“

„Ich denke ungefähr fünf Jahre, auf dem Medaillon an ihrem Halse steht wenigstens etwas vom fünften Geburtstag.“

„Ist da aber sonst noch weiter niemand gefunden worden?“

Martin schüttelte den Kopf.

„Noch ist keiner von der Mannschaft angepölpelt worden,“ sagte er. „Vielleicht wenn das Wetter besser geworden ist.“

Es wurde aber niemand mehr an den Strand gespült.

Aus des Kindes abgeriffener Erzählung entnahm man, daß es sanft geschlafen habe, als der Schoner Schiffbruch litt. Einige Tage noch plauderte es von seinem Vater, der kommen und es holen würde; nachdem es denselben aber immer vergeblich erwartet hatte, erzählte es Martin, daß sein Vater wieder auf das große Schiff gegangen sei, zu seinen Matrosen, und niemand suchte ihm diesen Glauben zu nehmen.

„Wenn ich hinüber aufs Land komme, will ich mich erkundigen, wo der Schoner zu Hause war und wer alles an Bord gewesen ist,“ sagte Martin eines Tages zu Martha. „Wir

haben nicht das Recht, das Kind ohne weiteres zu behalten, obgleich es uns jetzt eigentlich doch gehört."

Seine Umfragen blieben jedoch erfolglos. Eine seltsame Fügung wollte es, daß auch keiner der anderen Inselbewohner jemals etwas über des Schöners und des Mädchens Herkunft vernahm. Auch die Bemühungen des Seelforgers der kleinen Fischergebinde waren vergeblich.

So blieb die Kleine in der Hütte des Fischers, ergötzte und entzückte ihn durch ihr liebliches, züthunliches Wesen und ihr dreifaches, kindliches Geplauder, und gewann langsam, aber sicher auch das Herz der zurückhaltenderen, strengeren Martha, die sie nach wie vor „Tante Martin“ nannte.

„Willst Du nicht mit mir spielen, Tante Martin?“ begann sie eines Vormittags mit klagender Stimme, nachdem sie lange vor der Thür gesessen und sehnsuchtsvoll nach dem blauen Horizont geschaut hatte, wo Martins Boot nur eben noch zu sehen war.

„Spielen, Kind?“ fragte die ältliche Jungfrau ganz erstaunt. „Dazu habe ich doch wahrlich keine Zeit! Was soll ich denn mit Dir spielen?“

„O, ich weiß nicht, aber ich bin so einsam, Tante Martin.“ Und die schönen, blauen Kinderaugen suchten schwermütig und traurig das ferne Boot.

„Warum nennst Du mich eigentlich immer Tante Martin?“ fragte Martha, sich neben das Kind hinsetzend.

„Weil Du doch Onkel Martins Frau bist.“

„Was fällt Dir ein?“ entgegnete Martha scharf. „Ich bin nicht seine Frau. Datt's aber vielleicht einmal sein können.“

„Dann bist Du wohl Onkel Martin's Schwester?“

„Nein.“

„Er sagte doch aber, er hätte eine Schwester, und die hätte gerade solche Augen, wie ich.“

„Er hat eine Schwester gehabt“, versetzte Martha und betrachtete verloren das hüße Gesichtchen, das so eifrig zu ihr emporklickte, und ihr Herz wurde seltsam warm bei dem Gedanken, wie wunderbar und traut es doch sei, so ein Kinderhändchen am Nock hängen zu fühlen, und dabei zögerte sie mit dem Weiterreden, bis die Kleine ganz ungeduldig sagte:

„Aber erzähle mir doch von der Schwester!“

„Bist Du da nicht zu erzählen, Kind,“ fuhr sie nun fort. „Die Arme war immer krank, und so kam ich her und pflegte sie und führte den Haushalt und sah nach Ordnung, und hernach blieb es dabei, denn Martin war ja so wenig nütze, als wir seine Schwester begraben hatten, daß er nicht einmal die Kuh besorgen, viel weniger wirtschaften konnte.“

Die Kleine senkte das Köpfchen und dachte lange über das Gehörte nach.

„Wenn Du aber nicht die Tante Martin bist, wie soll ich denn da zu Dir sagen?“ fragte sie nach einer Weile.

„Martha; ich bin Martha, weiter nichts.“

„Weiter nichts? O, nun weiß ich schon.“

Martha machte ein halb mürrisches und halb belustigtes Gesicht.

„Du bist ein altkluges Ding,“ sagte sie; damit stand sie auf und ging wieder an die Arbeit. —

Die Wochen vergingen und auch die Monde, und das Kind hatte sich vollständig an seine neue Umgebung gewöhnt.

Eines Tages sah die Kleine still auf der Schwelle der Hütten Thür im warmen Sonnenschein. Sie folgte mit ihren großen, blauen, nachdenklichen Augen dem Fluge der weißen Möven und den dahinschwebenden Fischerbooten, unter denen sie Onkel Martin's Boot immer schon in der weitesten Entfernung zu erkennen pflegte.

Plötzlich sagte sie: „Erzähle mir etwas, Onkel Martin.“

Das war ihre stete Bitte, und der Fischer, dem nur wenige Wörter außer dem großen Buche der Natur offenkundig waren, erzählte ihr immer gern wieder von jenen alten Zeiten, in denen noch die Engel auf Erden erschienen und Gottes Sohn zu den Menschen redete. Sie kannte noch nichts aus der Bibel, und mit offenen Lippen und eifrigen Augen lauschte sie, wenn Martin in seiner einfachen Weise von ihm erzählte, der über das Meer geschritten und ein Freund der armen Fischerleute gewesen sei; und dann kam wohl aus ihrem Kindermund die Frage, die sich als Schmerzensschrei schon aus manch wundem Herzen gerungen:

„Warum ist dies alles vorüber, warum geschieht dies jetzt nicht mehr, Onkel Martin?“

Der brave Fischer aber antwortete dann in seiner geduldigen Weise:

„Warte nur, Liebchen, warte nur noch ein Weilchen, dann werden wir, Du und ich, ihn schon sehen.“

Niemand kümmerte sich darum, mit welchem Rechte er das Kind behielt, und wenn die Fremden, denen die Schönheit der Kleinen auffiel, sie fragten, wem sie angehöre, dann antwortete Martha (so hatte das Kind seinen Namen angegeben):

„Onkel Martin hat mich draußen in der See gefunden, darum gehöre ich ihm.“

Drei Jahre waren verstrichen, da kam Martin eines Abends mit einem Gesichte heim, auf dem sich eine innere Beunruhigung widerspiegelte.

„Vorhin bin ich dem Pastor begegnet, Martha,“ begann er, nachdem er Mütze und Jacke abgelegt hatte. „Weißt Du, was der sagt? Martin, sagt er, soll Euer kleines Mädchen aufwachsen wie eine Wilde? Sie muß doch etwas lernen, sagt er. Was meinst Du dazu, Martha? In die Schule hier auf unserer Insel können wir sie nicht schicken, dafür ist sie mir zu schade.“

„Wenn ihm so mächtig viel daran gelegen ist,“ entgegnete die Verfragte spitzig, „warum kommt er dann nicht und sagt, daß er selber sie unterrichten will?“

Es ging der braven Jungfrau stets gegen den Strich, wenn jemand an ihrer Martha auch nur das geringste anzufügen hatte.

„Um,“ meinte Martin, „vielleicht thut er das. Daß ich darauf auch noch nicht gekommen bin! Du triffst doch auch immer das Rechte, Martha!“

Ein grimmes Lächeln zuckte über ihr hageres, scharf geschnittenes Gesicht, denn diese Anerkennung that ihr wohl. Die Unterrichtsfrage war erledigt. Der gute Pastor war von Herzen gern bereit, dem Kinde von seinem Wissen mitzutheilen, aber nicht nur aus seinen Büchern lernte sie, auch von dem edlen, geduldigen, opferfertigen Wesen des Mannes, der die Welt und alles, was sie zu bieten vermag, verlassen hatte, um hier auf dieser armen Insel dem Vorbilde seines Herrn zu folgen.

„Es gab eine Zeit, wo ich fürchtete, daß mein Leben ein verfehltes und nutzloses sei,“ sagte er einmal gelegentlich eines abendlichen Spazierganges zu seiner jungen Schülerin, „aber sieh, wie jener Stein dort unten den Fischern dient, ihre Boote auf den Strand zu holen, so hoffe ich, daß mein Leben einem anderen dazu verhelfen mag, die selige Küste des Himmels zu erreichen.“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Das Jubiläum einer Blumenkönigin.

Es ist in diesem Jahre gerade ein halbes Säculum verfloßen, seitdem es gelungen ist, die königliche Wasserlilie, jene wunderbare Pflanze, die seit dem Anfang unseres Jahrhunderts das Staunen der Reisenden in Guayana und dem Amazonas-Gebiete erregt hatte, zum ersten Mal in Europa, und zwar in England, wo ihre Pflege bald zu einem Sport der reichen Landlords wurde, zum Blüten zu bringen. Zwei Jahre später gelang dies in Deutschland im Berggarten zu Herrenhausen. Seitdem gehört sie unter dem Namen Victoria regia, der ihr zu Ehren der gleichnamigen Königin von England beigelegt wurde, zu den Riesen der botanischen Gärten vieler Städte Europas. Hier ist auch dem größeren Publicum Gelegenheit gegeben, die seltene Pflanze mit ihren gewaltigen, wie Prärentir-Keller auf der Wasserfläche ruhenden Blättern, die einen Durchmesser von zwei Meter erreichen, und mit ihren leuchtenden, duftenden Blüten von dreißig bis vierzig Centimeter Durchmesser zu bewundern. Deshalb dürfen wir aber nicht glauben, sie sei uns in ihrem Wesen schon ganz bekannt geworden. Es ist ein sonderbares Zusammenreffen, daß gerade jetzt, nachdem sie fünfzig Jahre in Europa heimatherechtigt geworden ist, ihr Leben genauer erforscht wurde.

Unseren Leserrinnen ist gewiß bekannt, daß viele, ja die meisten Blütenpflanzen zu ihrer Befruchtung der Insecten bedürfen. Diese müssen den Blütenstaub auf die Narbe des Stempels befördern, und zwar, soll die Befruchtung von gutem Erfolge sein, den Blütenstaub aus einer Blüte auf die Narbe einer anderen. Deshalb sind die Blüten nicht nur mit den mannigfaltigsten Lockmitteln versehen, sondern auch häufig mit Vorrichtungen, die herbeigelockten Gäste längere Zeit festzuhalten. Hierfür bietet nun die Blüte der Victoria regia ein schönes Beispiel: nur geflügelte Insecten können ihr nützen. Vor flügellosen, vor Schmeiden, Asseln und anderen Schmarozern schützt sie von selbst ihr Wohnsiß, das sie umgebende Wasser. Dafür laden die weitleuchtenden weißen Kronenblätter, sechzig bis siebzig an der Zahl, die erwünschten besüßelten Insecten herbei. Am Tage würde dies jedoch inmitten der bunten Blumenwelt der Tropen schwer gelingen. Deshalb öffnet sie ihre Krone erst am Abend. Im Dämmerlicht der Nächte der heißen Zone tauchen die Blüten wie leuchtende Schellen aus dem Wasser und dem Dunkel der Blätter empor. Drei weitere Lockmittel ziehen nun der Blüte zur Verfügung, um die so herbeigerufenen Insecten in den von den Staubgefäßen gebildeten Kanal hineinzuladen: die von dem reinen Weiß der Kronenblätter grell absteckende karminrothe Farbe der mehr als zweihundert fleischigen Staubblätter, ihr süßer Duft und, wie eben erst entdeckt worden ist, ihre Wärme. Sorgfältige Untersuchungen haben nämlich ergeben, daß die Staubblätter und eigenthümlich gefornete Anhängel an der Spitze der etwa vierzig Fruchtblätter wahre Heiz-Apparate sind. Die Temperatur der Staubblätter steigt um sechs Grad Celsius, die der Anhängel sogar um zwölf Grad über die der sie umgebenden Luft. Ueberhaupt scheinen diese Anhängel die Hauptrolle bei der Anlockung der Insecten zu spielen, denn sie sind es auch, die den wohlriechenden Stoff der Blüte erzeugen. Sind die Insecten in den Kanal eingedrungen, so wird ihnen durch Krümmung der Staubgefäße der Rückweg versperrt. Sie werden hier so lange gefangen gehalten, bis der Blütenstaub vollständig zur Reife gekommen ist. Dann erst öffnet sich der Kanal wieder, und die befreiten Insecten verlassen, beladen mit Staub der zurückgeschlagenen Staubgefäße, die Blüte, um mit ihm jüngere Blüten aufzusuchen und zu befruchten. Ist dieser Akt der Erhaltung der Art, der Lebenszweck der Pflanze, vollbracht, so verschwinden auch die nun überflüssigen Lockmittel. Die ganze Blüte färbt sich gleichmäßig roth, die Anhängel schrumpfen zusammen, duftlos und wärmelos schließt sie die Krone, um schließlich lebensmüde im Wasser zu versinken.

Nachdruck verboten.

Zum Jubiläum der ersten deutschen Briefmarke.

Von Wilhelm Bergmann.

Vor mir liegt der Umschlag eines Briefes. Ein Knabe warf ihn in den Briefkasten eines entlegenen Alpendorfes. Der Land-Briefträger trug ihn zur Posthülfsstelle. Die Schlittenpost beförderte ihn zum nächsten Postamt, der Postwagen zur Eisenbahn-Station. Im Sitzzuge gelangte er, über Flüsse hinweg und durch Berge hindurch, von Landesgrenze zu Landesgrenze bis zur Küste. Ein Dampfer nahm ihn auf und führte ihn über den Ocean bis an das Gestade eines fernen Erdtheiles. Wieder rollte er auf dem Schienenwege, wieder auf der Fahrstraße, bis er schließlich in der Briefstube eines Regers seinen Bestimmungsort erreichte. Der Reisepaß, der es ihm ermöglichte, ohne Unterbrechung über Länder und Meere hinweg, durch Völker fremder Zungen, von immer neuen Menschen wie ihr eigener Besitz behütet, an sein Ziel zu gelangen, war ein kleines Stück farbiges Stempelpapier: eine Freimarke. Es giebt kaum ein zweites Symbol der modernen Cultur-Entwicklung, das uns so, wie die Freimarke, belehrt, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Gerade heute mahnt sie uns daran. Feiert sie doch den Tag ihres fünfzigjährigen Bestehens bei uns in deutschen Landen. Im October 1849 war es, als die bayerische schwarze Ein-Kreuzer-Marke als erste deutsche Marke dem Verkehr übergeben wurde. Die erste ihrer Art war sie freilich nicht. Es geziemt sich,

heute, an ihrem Jubeltage, auch des fremdländischen Stammes, dem sie entsproh, zu gedenken.

Die älteste Freimarke wurde im Jahre 1653 in Paris geboren. Leider sind wir nicht in der Lage, unseren Leserrinnen eine Abbildung dieser ersten aller Freimarken vorzuführen, weil der Besitzer des einzigen noch existirenden Exemplares, ein Herr Feuille de Conches, aus Furcht, eine Abbildung könne sein Original entwerthen, sich standhaft weigert, es nachzubilden zu lassen. Möge unsere Leserrinnen dafür die Mittheilung entschädigen, daß eine Frau es war, die diese erste Freimarke erfand, und zwar keine geringere, als die in der Geschichte Ludwig's XIV. viel genannte Madame de Longueville. Schon früher hatte sie durch ihren Einfluß am Hofe, wo Briefe und Briefgeheimniß eine wichtige Rolle spielten, den Gebrauch des Siegeladesses eingeführt, später war sie es, die den Staatsrath Belayer zu der Ausgabe eines „billet de port payé“ veranlaßte, einer Postfreimarke im Werthe von einem Sou, die auf den Brief geklebt und durch Aufschrift des Datums entwerthet wurde. Freilich war die Motivirung, mit der die neue Einrichtung empfohlen wurde, wenig frauenhaft. Heißt es doch unter anderem, daß die Frankirung einem Schuldner, der sich aus Furcht vor seinen Gläubigern nicht auf die Strafe wage, oder einem Menschen, der eingesperrt sei, es ermöglichen werde, seine Correspondenzen fortzusetzen. Für die frankirten Briefe wurden in den verschiedenen Stadttheilen von Paris besondere Briefkasten aufgestellt. Außerhalb Paris hatten die Marken keine Gültigkeit. Die Hoffnungen, die man auf diese Stadtbriefpost gesetzt hatte, scheinen sich nicht erfüllt zu haben. Auch wissen wir nicht, wie lange sie bestanden hat. Jedenfalls war sie längst vergessen, als vor achtzig Jahren im Königreich Sardinien das System der Postwerthezeichen in Form frankirter Briefumschläge wieder aufstand. Im Berliner Reichspost-Museum befindet sich eine Sammlung solcher Briefumschläge aus den Jahren 1818 bis 1837. Die ersten vom Jahre 1818 sind Viertelbogen aus weißgrauem, sehr grobem Papier, das als Wasserzeichen einen Adler mit dem Savoyischen Kreuz enthält.



Links unten ist mit Handstempel eine Amorette zu Pferde mattblau aufgedruckt, rund im Betrage zu fünfzehn, quer-oval zu fünfundschwanzig und achteckig zu fünfzig Centesimi. Von letzterem Stempel geben wir nebenstehend ein Facsimile. Diese Umschläge blieben bis 1837 im Gebrauch. Sie verschwinden hier gerade zu der Zeit, wo in England Charles Knight mit seinem Vorschlage, zur Vermeidung von Zeitungen frankirte Umschläge mit Ein-Penny-Stempel einzuführen, hervortrat, und zwar, wie behauptet wird, ohne die sardinischen Umschläge gekannt zu haben. Dieser Vorschlag war es, der bald darauf Rowland Hill, den Reformator des englischen Postwesens, auf den Gedanken eines Freimarken-Systems brachte, dessen Einführung im Jahre 1840 ihm den Ruhm des Erfinders der modernen Freimarke eingetragen hat.

Rowland Hill, Sohn eines Lehrers und ursprünglich selbst Lehrer, später ein Projektentmacher, war der erste, der den Gedanken aussprach, daß in der Herabsetzung des Brief-Portos die künftige Entwicklung des Postwesens liege. Es wird von ihm eine Anekdote erzählt, wonach er durch ein schottisches Bauernmädchen zu seinen Reform-Vorschlägen angeregt worden sei. Er sei gerade hinzugekommen, als das Mädchen die Annahme eines Briefes von seinem Bruder verweigerte mit der Begründung, es könne das Porto von einem Schilling nicht bezahlen. Hill habe, obgleich das Mädchen sich dagegen sträubte, das Porto bezahlt, als Lohn aber die heftigsten Vorwürfe von ihm erhalten, denn der Inhalt des Briefes sei nur ein leeres Blatt Papier gewesen. Ein verabredetes Zeichen auf der Rückseite hätte das Mädchen bereits benachrichtigt, daß es seinem Bruder in der fernern Stadt wohlhergehe. Mag dieser Erzählung etwas Wahres zu Grunde liegen oder nicht, jedenfalls beweist sie, daß es um die postalischen Zustände jener Zeit arg bestellt war. Unterschleife und Briefschmuggel in großem Stile entzogen der Postverwaltung den größten Theil der Einnahme. Hill erkannte, daß das Uebel nur durch Ermäßigung der Brief-Portotaxe zu beseitigen sei. Er schlug den gleichmäßigen Porto-Satz von einem Penny für Beförderung eines eine halbe Unze schweren Briefes durch ganz England, eine mit dem Gewicht fortschreitende Steigerung des Portos und Frankirungs-Zwang vor. Um letzteren populär zu machen, ließ er die Adress-Seite der gestempelten Briefumschläge mit einem von Mulready gezeichneten Markenbilde, einer allegorischen Verherrlichung des britischen Weltverkehrs, bedrucken. Wider Erwarten wurde diese Marke allgemein verspottet, so daß die Postverwaltung sich genöthigt sah, die gesammelten Borräthe dieser Umschläge zu verbrennen. Hill schlug nun vor, dafür Werthezeichen in Form von Marken zu verkaufen, das heißt, „kleine Billets“, gerade groß genug, um den Stempel zu enthalten, und auf der Rückseite mit Klebstoff versehen, die der Aufgeber des Briefes befeuchten und auf den bereits adressirten Brief aufleben könne.“ Damit glaubte er zugleich den Einwand, dem seine gestempelten Umschläge begegnet waren, daß des Schreibens Unkundige mit diesen nicht zu Wege kommen würden, zu beseitigen. Nach Hill's Vorschlage brachte der Lord-Schatzmeister im Mai 1840 Briefmarken zu ein Penny und zwei Pence mit dem Wbde der Königin Victoria in schwarzem und blauem Druck zur Ausgabe. Das Parlament bestätigte sie durch Gesetz vom 10. August 1840. Wir reproduciren sie auf Seite 152 zugleich mit der noch vor ihnen hergestellten Marke, von der es aber noch nicht aufgekärt ist, ob sie in Verkehr gekommen ist. Sie unterscheidet sich von der genannten schwarzen Ein-Penny-Marke nur durch die Buchstaben VR, die sie in den beiden oberen Ecken statt der Sterne enthalten.

Im Laufe des folgenden Jahrzehntes führten zunächst Brasilien, Genf, Zürich, Basel, Finland, die Vereinigten Staaten von Amerika, Mauritius und Rußland Postwerthezeichen ein. Nach diesen Staaten erst entschloß sich, gleichzeitig mit Frankreich und Belgien, Bayern als erster deutscher Staat zur Einführung der Freimarken. Im October 1849 gab Bayern als erste deutsche Marke die Ein-Kreuzer-Marke im schwarzen Druck auf weißem Papier, die große Werthziffer im Blied auf maronirtem Grunde, aus. Von ihr sowohl, wie von ihren beiden Jubiläums-Genossinnen, der blauen Drei-Kreuzer- und der rothbraunen Sechs-Kreuzer-Marke, die ebenfalls noch 1849 zur Ausgabe kamen, bringen wir umstehend die Facsimiles. Im folgenden Jahre schlossen sich Preußen, Sachsen, Schleswig-

Holstein und Oesterreich der Freimarken-Ausgabe an. Wie schnell sich weiterhin diese kleinen Passier-Scheine die Welt erobert haben, ist bekannt. Bald entstand ein Wettbewerf unter den Staaten in Herstellung möglichst kunstreicher Postwertzeichen. Zumeist zeigen sie Bilder von Regenten und Präsidenten, historische Scenen, Landschaften oder geschichtliche und geographische Embleme. Columbus, die neue Welt entdeckend, Indianer, Postboten im Urwalde und auf der Prärie, Eisenbahnzüge und Dampfschiffe, der Kopf eines Neuholländers, Papageien, Elefanten und andere exotische Thiere, Sphinx und Pyramiden, ein Drache, ein geflügelter Hermeskopf, die Akropolis, die Athene und andere Bilder verathen uns schneller als die Aufschrift den Ursprungsort der Marken. Nicht immer ist bei der Herstellung der Marken das Interesse des Verkehrs allein maßgebend gewesen. Sie sind im letzten Viertel unseres Jahrhunderts sehr ergiebige Handels-Objecte geworden. Dazu tragen nicht wenig die Umwandlungen bei, die Form, Farbe und Zeichen der Marken erlitten haben und noch erleiden. Man kann getrost behaupten, daß sich die Aenderungen auf der politischen Karte der Erde im letzten halben Jahrhundert im Aussehen der Freimarken widerspiegeln. Die Eroberung von Ländern, Neubildung von Staaten, der Wechsel der Regenten, Präsidenten und Regierungsformen hatten meist auch eine Aenderung der Marken zur Folge. So kommt es, daß jetzt auf der Erde weit über zehntausend verschiedene Arten von Postwertzeichen existiren. Aber auch die Zahl der Markensammler oder Philatelisten, wie sie sich nennen, ist Legion. Markenhändler erzielen ungeheuerer Umsätze, in den Großstädten floriren Markensbörsen, Vereine und zahlreiche Fachzeitschriften gedeihen. Für Seltenheiten werden ungeheuerer Preise gezahlt, Preise, von denen der Erfinder der Marken sich gewiß nichts träumen ließ. Es klingt geradezu paradox, daß Freimarken, die zur Verbilligung des Verkehrs erfunden wurden, entwerthet mit einem Vermögen bezahlt werden! Nun, ihren höheren Zweck haben sie unzweifelhaft erreicht. Jene Stimmen, die sie bei ihrem ersten Erscheinen mit Spott und Hohn überhäufte und ihnen ein baldiges Ende voraussagten, sind längst verstummt. Millionen und aber Millionen Menschen sind sie ein billiges, bequemes und unentbehrliches Verkehrsmittel geworden. Wir glauben, unsere Betrachtung zu ihrem Jubiläumstage nicht besser schließen zu können, als mit dem poetischen Grusse, den der „Klabberadatsch“ am Neujahrstage 1868 der Ein-Silbergroschen-Marke bei ihrer Einführung durch ganz Deutschland zuriel:

Die du den Main zuerst durchschwommen,
Du Freie, — Preis und Heil sei dir!
Du in Nord und Süd willkommen,
Als deutscher Einheit Pionier, —

Die heut so Bauer wie Minister,
So Demokrat wie Junker preist,
Die selbst der Kleinstaats-Stadtphilister
Mit gleicher Lust willkommen heißt, —

Die heut ein Heer von Missionaren
Der Einheit sendet in die Welt,
Vor deren siegreich rothen Schaaren
Der letzte Schlagbaum Deutschlands fällt, —

Die ohne einen Streich des Schwertes
Ganz Deutschland sich zu Füßen legt,
Und die den Stempel ihres Werthes
Frei an der offenen Stirne trägt, —

Dich grüßet von der Ostsee Marke
Bis zu der Alpen heiler Höh,
Dich, — Silbergroschen-Francomarke,
Mit Jubel jedes — Portemonnaie!

Nachdruck verboten.

Im Garten der Villa d'Este.

Nach dem Gemälde von Max Roeder. — Siehe S. 145.

Nicht weit von Rom, auf einem felsigen Hügel am linken Ufer des Anio liegt die Stadt Tivoli, das Tibur des Alterthums. Die Häuser, Villen und Kirchen lehnen in malerischer Gruppierung an dem Berge, und der Anio stürzt sich in mehreren Wasserfällen und zahlreichen geschwängigen Cascaden von der Felsenhöhe hinab in duftig frische Thalgründe und waldige Schluchten. Ein Bild von unendlichem Reiz und unvergleichlicher Romantik. Man kann es dem alten Horaz nicht verdenken, wenn er die Schönheit der Stadt in vielen Gedichten preist und hier den Hafen seines Alters zu finden wünscht:

O wäre Tibur doch, das altersbehre,
Als Ruhesitz im Alter mir verleiht!
Genug hab' ich durchirret Land und Meere,
Genug getragen harter Kriegesmüh'n!

Zur damaligen Zeit mag die Stadt freilich noch ein ganz anderes Bild gewährt haben als heutzutage; sie war der Lieblings-Sommeraufenthalt der römischen Patricier, die hier ihre prächtigen Villen und Lustschlösser erbauen und märchenhaft schöne Gärten anlegen ließen. Viele Ruinen und Ueberreste der Bauwerke aus jener Zeit lassen den Beschauer heute noch ahnen, welche Pracht hier einst geherrscht hat. Es ist zwar nicht geschichtlich festgestellt, daß in Tibur die Villa des Horaz gestanden hat, aber das Volk glaubt es und zeigt die Trümmerstätte, auf der sich jetzt ein einfaches Kirchlein erhebt. Das Volk wird

wohl Recht haben; wer so empfänglich für Natur Schönheit war, wie Horaz, der wird wohl nicht eher geruht haben, bis er an der Stätte seiner Sehnsucht heimisch geworden war. Nicht weit von der Villa des Horaz stand die Villa seines Gönners, des Nöcen; jetzt ist auf den Trümmern eine Eisen-Fabrik errichtet, aus deren Fenstern eine Cascade malerisch in die Tiefe schäumt.



Die ersten Großbritannienischen Briefmarken.



Rowland Hill, der Reformator des englischen Postwesens.



Die ersten Deutschen Briefmarken.

Die Reste der Villa Adriana, welche dem Kaiser Hadrian gehörte, sind heute noch vorhanden; man erkennt noch unter dem großen Mauernwerke die Wohnung der prätorianischen Leibwache, unterscheidet in dem einen ihrer Theater den äußeren Porticus, die für die Schauspieler bestimmten Säle, das Orchester und andere Theile. Der Saal, in dem Hadrian Audienz gab, mißt einunddreißig Meter in der Länge und vierundzwanzig Meter in der Breite; unter diesem Saal befinden sich Zimmer, Säle und Haustempel, und in einem Bogengange findet man Reste von Fresco-Gemälden. Alles ist aber sehr beschädigt. Am besten erhalten ist die Ca-Galerie eines Tempels, in der die Dedengemälde noch eine gewisse Lebhaftigkeit der Farben zeigen. Ferner findet man noch die Ueberreste der Villa eines Römers, der im Teutoburger Walde nach einer verlorenen Schlacht sein Leben gelassen hat: des Quintilianus Varus. — Es muß den Kaiser Augustus sicher ganz eigen berührt haben, wenn er seinen Freund Nöcen auf dessen Landgut besuchte und sein Bild auf der Villa des Dichters ruhte, der seinen Ruhm verherrlichte, während er zugleich die Stätte sah, wo einst sein Feldherr gewohnt, der ihn zu dem schmerzlichen Ausruf veranlaßte: Varus, gib mir meine Legionen wieder.

Aber nicht nur die alten Römer wußten Tibur zu schätzen, auch die christliche Zeit hatte ihre Naturfreunde, die im herrlichen Tivoli Erholung suchten und sich dort niederließen. Der Cardinal Yppolito d'Este ließ im Jahre 1551 den heute noch unter dem Namen Villa d'Este bekannten Palast erbauen und einen unvergleichlich schönen Garten anlegen. Der Garten namentlich ist es, der unsere höchste Bewunderung herausfordert, man findet wohl nirgends seinesgleichen. Die Natur kam hier allerdings der Kunst sehr zu Hilfe; der steile Abhang und die Wasserfälle waren Elemente, die anderswo sich nicht wieder so zusammen fanden. Alles ist geschickt benützt. Der Hügelabhang ist durch portikus-artige Vorbauten, prächtige Baumpflanzungen mit dem Palast zu einem äußerst malerischen Ganzen verschmolzen; alle Cypressen, prächtige Platanen, Lor-

beeren und Pinien bilden Gruppen, rahmen einen herrlichen Ausblick ein oder sind als Hintergrund für irgend eine Statue oder ein charakteristisches Bauwerk benützt; überall plätschern Wasserfälle oder Cascaden und verleißen mit ihrem Raunen und Murmeln dem Ganzen ein aus Märchenhafte grenzendes Gepräge. Der Anio, dessen Wasserfälle eine der hervorragendsten Schönheiten Tivolis ausmachen, wurde der Stadt einst zur ersten Gefahr; der ungebärdige Bergstrom unterwühlte die Grundfesten der Stadt und bedrohte sie mit gänzlichem Untergange. Nachdem eine Kirche eingestürzt und mehrere Häuser zertrümmert waren, gab Papst Gregor XVI. im Jahre 1834 den Befehl, mehrere Gänge in den Berge zu graben und dadurch die Wasser von der Stadt abzuleiten. Diese über einen halben Kilometer langen Gänge und die Höhlen, Grotten und Galerien, die der Fluß in jahrtausendlanger Arbeit selbst ausgemeißelt, sowie die jäh herabstürzenden Felswände, durch die er sich Bahn gebrochen, sind eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges.

Nachdruck verboten

Allerlei Neues vom Hühner-Ei.

Fürchten Sie nicht, verehrte Hausfrau, daß wir Ihnen ein allernuestes Rezept zum Conserviren der Eier vorsehen. Sie hören sich alle hübsch an, diese Rathschläge vom Umkehren, Einbalsamiren, Elektrifiziren der Eier, aber wenn man's probirt, so wirkt das ebenso sicher wie Rattengift, „das schadet weder Mensch noch Thier“. Nein, es handelt sich hier um ernsthaftere Untersuchungen. Und da schon mancher Versuch der Gelehrten Rüche und Keller zu gute gekommen ist, dürften auch die Versuche, bei denen das Hühner-Ei als wissenschaftliches Untersuchungs-Object gedient hat, unsere Hausfrauen interessieren.

Ein leider zu früh verstorbener französischer Forscher hat sich Jahre lang damit beschäftigt, Hühner-Eier allen möglichen äußeren Einflüssen auszusetzen, um dann die Wirkung dieser Einflüsse auf die Beschaffenheit und Entwicklungsfähigkeit der Eier zu untersuchen. Aus seinen hinterlassenen Aufzeichnungen sind jetzt die veröffentlicht worden, die sich auf den Einfluß der Kälte auf die Eier beziehen. Die an über 700 frisch gelegten Eiern angestellten Versuche ergaben, daß die Hühner-Eier einer Kälte von — 15 Grad Celsius ausgesetzt werden können, ohne gelblich zu werden. Die meisten der so tief abgekühlten Eier konnten im Brütosen ausgebrütet werden. Bei noch tieferen Temperaturen aber erfrören sie und können weder durch schnelles, noch durch langsame Aufthauen ihre Entwicklungsfähigkeit wieder erlangen. Es muß also in diesem Falle eine einschneidende Veränderung in der Beschaffenheit des Eies vorgehen. Wie weit sich diese Veränderung auch auf die Widerstandsfähigkeit gegen Fäulniß und auf den Geschmack der Eier erstreckt, hat der Gelehrte nicht untersucht. Doch dürfte aus seinen Versuchen wohl zu schließen sein, daß auch in dieser Beziehung eine Temperatur bis zu — 15 Grad dem Ei nicht nachtheilig sei. Ein anderer französischer Gelehrter beobachtete das Verhalten der Eier gegen hohe Temperatur. Bei 37 und 38 Grad Celsius entwickelten sich die meisten Eier normal, bei höheren Temperaturen nahm die Zahl der sich entwickelnden Eier stetig ab. Bei 40 Grad entwickelten sich im Brütosen etwa nur noch elf von hundert Eiern. Zwischen den Temperaturen von 28 und 43 Grad können die Eier Abkühlungen bis zur Zimmer-Temperatur ein bis drei Tage lang ertragen.

Ein anderer Forscher, ein Amerikaner, hat sich als Specialität seiner Untersuchungen „das Ei im Ei“ ausgewählt. Manche unserer Leserinnen hat wohl schon einmal ein recht großes Ei mit zwei oder drei Dottern aufgeschlagen. Das ist ein Beispiel vom „Ei im Ei“. Selten sind die Fälle, wo sich ein vollständiges zweites Ei mit Schale, Schalenhaut, Eiweiß und Eibrotter innerhalb des Eiweißes eines anderen Eies befindet, noch seltener der Fall, wo sich ein solches vollkommenes Ei innerhalb des Dotters eines anderen Eies befindet. Ein solches Ei hatte einen Längendurchmesser von 21 Millimeter und einen Querdurchmesser von 17 Millimeter. Die Schale war tafelförmig und dunkel geprenkelt. Viel häufiger hat das eingeschlossene Ei nur Schale, Schalenhaut und Eiweiß, aber kein Dotter. In sehr großen Eiern befinden sich bisweilen zwei oder drei vollständige, bisweilen nur ein vollständiges zusammen mit einem oder zwei ohne Schale.

Sonderbarer Weise werden die Hühner-Eier durch Magnetismus und Electricität nicht beeinflusst. Hühner-Eier, die zwischen den Polen zweier Stahl-Magnete im Brütosen ausgebrütet wurden, zeigten keine Störung der Entwicklung. Eier, die allen möglichen elektrischen Strömen ausgesetzt worden waren, selbst solche, durch die elektrische Funken hindurchgegangen waren, zeigten im Brütosen eine normale Entwicklung.

Redactions-Post.

Gertrud in Kopenhagen. — Die Stelle in Wilhelm Tell: „Du Gemse reißt den Jäger in den Abgrund“ ist darauf zurückzuführen, daß die Schweizer glauben, die Gemse wehre sich, wenn sie nicht mehr essen könne. Durch glaubwürdige Zeugnisse ist dies insofern nicht bestätigt worden; die Sage hat wohl ihren Grund in der Thatsache, daß viele Gemsejäger verunglückten. — Schenker schreibt in seiner Naturgeschichte des Schweizerlandes (1746): „Wo die Gemse zwischen dem Jäger und dem Felten einen kleinen Schlupf findet, da drängt sie sich hinein und stirbt hinunter.“